

Zürich bei Nacht







21:14

**Zürich
bei
Nacht**

Die «Züri-Reihe» der Zürcher Kantonalbank

Liebe Leserin,
lieber Leser

Die Züri-Reihe beleuchtet facettenreich Themen unseres Lebens- und Wirtschaftsraums. Dieses Mal laden wir ein zu einem Streifzug durch eine Zürcher Nacht – von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. In unserem Kanton ist die Nacht lebendig, unterhaltsam, abwechslungsreich und nicht zuletzt ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Auch rückt sie Kunst und Kultur in das richtige Licht. Mit Freude fördert unsere Bank zahlreiche Abendveranstaltungen und unterstützt das sichere Heimkommen mit dem Nachtschwärmer-Angebot. Die Nacht steht aber auch für Dunkelheit, Stille und Erholung unserer Sinne von den Erlebnissen eines langen Tags. Noch sehnen wir uns nicht nach Ruhe, sondern tauchen ein in eine Nacht des Sehens und Lesens: Der vorliegende Band gewährt uns Einblicke in Nachtberufe, ohne die der Tag nicht vollständig wäre. Krimifans können sich zu später Stunde auf die Lektüre unserer Kriminalgeschichte freuen. Warum für Menschen dauerhaftes Wachsein tödlich wäre, fragt ein Beitrag über den Schlaf. Für kranke oder mittellose Menschen dauert die Nacht oft unerträglich lang, da wird Unterstützung gerne angenommen. Licht ins Dunkel zu bringen, hat auch immer etwas Magisches, das zeigen die zauberhaften Bilder der Richterswiler Räbechilbi. Viele der vorgestellten künstlerischen Arbeiten wurden eigens für dieses Buch erstellt: Die Bände der Züri-Reihe sollen etwas Besonderes sein, ein Geschenk der Bank an die Bevölkerung des Kantons.

Ich wünsche Ihnen eine abwechslungsreiche und spannende Lektüre.

A handwritten signature in black ink, reading "Dr. Müller-Ganz". The signature is stylized and written in a cursive script.

Dr. Jörg Müller-Ganz
Präsident des Bankrats

Inhalt

**Von Nachtwächtern
und Gassenläufern**
6

**Hyphe Myzel Hype
Rap-Gedicht**
20

Nachtberufe
22

**Zürichs Nachtleben
nüchtern betrachtet**
34

**Schlafen am Rande
der Gesellschaft**
44

**Der namenlose Enkel
Kriminalgeschichte**
55

**Schlaf – eines der letzten
Geheimnisse der Biologie**
72

**Liederseelen
Gedicht**
80

**Schutzengel
am Krankenbett**
82

**Der Mond zieht uns magisch
in seinen Bann**
92

**Richterswiler
Räbenzauber**
100

**Nachts im Wald –
eine ganz andere Welt**
110

**Autoren, Fotografie,
Illustration**
126

Impressum
128



Von Nachtwächtern und Gassenläufern

– Das nächtliche Leben in mittelalterlichen Städten war von der Angst vor Feuersbrünsten geprägt, die in kurzer Zeit die eng gebauten Gassen in Schutt und Asche legen konnten. Mit einer permanenten Bürgerwache und einer professionellen Hochwacht auf den Türmen suchten die Städte, der Gefahr zu begegnen. Nicht selten hatten die Wachtdienste aber anderes im Kopf.



Um 21 Uhr, etwa eine Stunde bevor sich heute die ersten Jugendlichen im Hauptbahnhof zum Antrinken versammeln, war im alten Zürich Lichterlöschen. Zu dieser Stunde sollte man lieber nicht auf die Gassen treten! Überall gossen die Hausfrauen und Mägde das Spülwasser der Küche auf die Schüttsteinplatte, im hohen Bogen plätscherte es auf die Gasse, wo es in der offenen Runse in der Strassenmitte abfloss. Das Spülwasser musste den ganzen Tag über in einem Topf zurückgehalten werden, um damit im Notfall das Herdfeuer zu löschen.

Die Angst vor einem Feuer beherrschte die Menschen Tag und Nacht. Unachtsamkeit hatte schlimme Folgen und führte im dicht bebauten Gebiet schnell zu einer Feuerbrunst, die kaum zu löschen war. So ist es verständlich, dass schon lange vor dem Einsetzen schriftlicher Quellen in den Dörfern und Städten ein Wachtdienst organisiert wurde. Es galt weitherum das Milizprinzip: Jeder Bürger musste sich für die Nachtwache bereithalten, wenn es galt, auf das Feuer aufzupassen oder Diebe vor den reifen Trauben fernzuhalten. Zu diesem Zweck unterteilte man das Dorf- oder Stadtgebiet in einzelne Wachbezirke, Wachten genannt. Die Wachten hielten sich sehr lange Zeit und wurden auch für weitere Verwaltungszwecke verwendet. Als 1357 in der Stadt Zürich der Steuerbezug eingeführt oder zumindest neu organisiert wurde, folgten die Steuereinnehmer ebenfalls der Wachteinteilung. Die Stadt rechts der Limmat war in die Wachten Niederdorf, Neumarkt, Linden und Auf Dorf eingeteilt, die links in die Wachten Rennweg und Münsterhof. In jeder dieser Wachten mussten die Zünfte und die Constaffel die Bürger und Mitglieder zum Wachtdienst aufbieten. Die Zunft, die mit dem Wachtdienst an der Reihe war, musste auch zwei angesehene Mitglieder, meistens Grossräte, als Wachtmeister bestimmen, um die Ausführung des Wachtdienstes zu organisieren und zu kontrollieren. Wer dem Aufgebot der Zunft als Bürgerwächter nicht folgen konnte, zum Beispiel Witwen mit eigenem Gewerbebetrieb, musste eine Ersatzzahlung leisten. Wer es vermochte, schickte einen Ersatzwächter und bezahlte ihn aus eigener Tasche. Allerdings brauchte es dazu das Einverständnis des Rats.

Lieber trinken statt wachen?

Die Bürgerwache gab oft zu Klagen Anlass. Da waren die notorischen Drückeberger, die sich beim Wachtdienst wiederholt durch ihre Söhne oder Lehrlinge vertreten liessen. Um die Ausfälle der Bürgerwächter zu kompensieren, verfügten Wachtmeister über eine Schar von so-

genannten Spettwächtern, mit denen sie Lücken füllen konnten. Selbstverständlich waren die Aufgebote zum Wachtdienst für die Handwerker eine zusätzliche Belastung; denn sie mussten ja trotzdem ihre täglichen Arbeiten verrichten.

Auch mit der Disziplin der Bürgerwächter stand es oft im Argen. Wenn einer von ihnen bereits betrunken zum Dienst erschien, wurde er wieder nach Hause geschickt und auf seine Kosten ein Spettwächter aufgeboten. Manche Bürgerwächter verabredeten sich auf ihren Touren zu Trinkgelagen, bei denen es auch zu Raufereien kommen konnte. Nicht zu vergessen ist, dass in jedem Bürgerwächter auch der Nachtbube von einst steckte. Einige der Nachtbubenstreiche, wie sie sonst typischerweise Jugendliche begingen, gingen auf das Konto von Erwachsenen. So sahen im Jahr 1660 die beiden Bürgerwächter Heinrich Asper und Hans Rosenstiel auf dem Weinplatz ein volles über Nacht abgestelltes Weinfuder. Sie öffneten eines der Fässer, um auf ihren Touren mit einem Strohalm daraus zu trinken. Hans Rosenstiel plauderte den Streich aus, und im Laufe der strengen Verhöre gestanden weitere sechs Bürgerwächter, sich am Weinplatz ebenfalls bedient zu haben.

Die schriftlichen Quellen berichten naturgemäss über Zwischenfälle und Verstösse gegen die Wachtdisziplin. Die zahlreichen Bürgerwächter, die Brände verhütet haben und dafür sorgten, dass die Einwohner ruhig schlafen konnten, finden kaum Erwähnung. Dennoch, obschon die Bürgerwache vielleicht besser war als ihr Ruf, die Abschaffung der Milizwache war bis zur Auflösung des Zunftwesens 1798 ein steter Diskussionspunkt. Die Stadt konnte sich jedoch nicht zur Schaffung einer professionellen Wächtertruppe entschliessen.

Der professionelle Wachtdienst in Zürich

Neben der Milizwache gab es jedoch seit dem Spätmittelalter in der Stadt Zürich auch professionelle Wächter: Sowohl der St. Peterturm wie auch einer der beiden Grossmünstertürme waren Tag und Nacht mit einem sogenannten Hochwächter besetzt. In Kriegszeiten verfügten diese städtischen Hochwächter mit den Wächtern auf den Türmen auf dem Albis, auf dem Uetliberg und auf der Lägern über eine Sichtverbindung. Diese wiederum waren in ein Netz eingebunden, das von Stein am Rhein bis nach Bern reichte. Tagsüber kommunizierten die Hochwächter mit Rauchzeichen, nachts mit Höhenfeuern. Insgesamt aber überwogen die zivilen Aufgaben der Turmwächter, sie muss-







ten jede Viertelstunde mit einem Trompetenstoss anzeigen und nach Feuer in der Stadt oder in der näheren Umgebung Ausschau halten. Akustischen Alarm schlugen sie mit dem Signalthorn sowie mit der Sturm- oder Feuerglocke. Die Richtung der Feuersbrunst zeigten sie mit Turmfahnen oder im Dunkeln mit grossen Sturmlaternen an. Wegen der militärischen Bedeutung unterstanden die Turmwächter direkt einer Kommission des Kleinen Rats der Stadt Zürich, den sogenannten Turmherren. Die Wächterämter auf den Türmen wurden jeweils für sechs Jahre verliehen, wobei die mehrmalige Wiederwahl die Regel war. Der Amtsinhaber durfte sich durch Söhne und Knechte vertreten lassen, sass also nicht ständig oben im Wächterzimmer. Das Turmwächteramt des Grossmünsters wurde nach der Reformation mit dem Totengräberdienst zusammengelegt. Zwei Wächter und Totengräber wechselten sich im vierzehntäglichen Turnus ab. Der Wächter auf dem St. Petersturm bekleidete gleichzeitig das Amt des Stadttrompeters.

Die Stadt bezahlte auch die Torwächter. In der Regel arbeiteten diese tagsüber als Zöllner. Ihre Hauptaufgabe war das Schliessen beziehungsweise das Öffnen der Stadttore in der Abend- beziehungsweise der Morgendämmerung. Waren die Stadttore einmal zu, dann hatten die meisten Leute keine Möglichkeit mehr, die Stadt zu betreten oder sie zu verlassen. Ankommende mussten in einem der Gasthäuser der Vorstadt übernachten, Wegreisende eine Nacht länger in der Stadt schlafen. Einzig Stadtbürger konnten gegen Voranmeldung und gegen die Bezahlung eines Torschillings die Stadt während der Nacht verlassen. Die Torwächter wurden auch von eintreffenden Eilboten und Notfällen aus dem Schlaf gerissen. Ganz hermetisch abgeschlossen war die Stadt jedoch nicht; denn es zirkulierten Nachschlüssel zu den Stadttoren. Schwachstellen waren auch das Seetor, der Grendel sowie die Mühlen an der Limmat. So gelang es beispielsweise einer Schar von Jugendlichen, sich heimlich über die Spitalmühle aus der Stadt zu schleichen, um auf der Limmat nach Lachsen zu fischen.

Für den eigentlichen Polizeidienst im alten Zürich waren die Rathausknechte als verlängerter Arm von Bürgermeister und Rat zuständig. Den Rathausknechten wiederum unterstanden die Stundenrufer oder Gassenwächter. Diese entsprechen am ehesten dem Bild, das man sich heute von Nachwächtern macht. Ihre Hauptaufgabe war es, vom Rathaus aus, wo sich das Wachtlokal befand, stündlich auf eine genau festgelegte Runde zu gehen, um von bestimmten Punkten aus die Zeit auszurufen. Insgesamt gab es in der Stadt drei Touren. Man darf heute



zu Recht nach dem Sinn dieses Rituals fragen; denn für die schlafenden Einwohner war die genaue Nachtzeit nicht lebenswichtig. Ziel der Obrigkeit, dem Rat also, war es jedoch, auch in der nächtlichen Stadt Präsenz zu markieren. Die Herrschaft über die Zeit war ein Politikum ersten Ranges und lag lange in der Obhut der Kirche. 1366 richtete die Stadt auf dem St. Peterturm die erste Schlaguhr ein, das Zifferblatt war gegen das Rathaus gerichtet. Seither gilt in Zürich nicht mehr allein die kirchliche Zeit, die bürgerliche nahm mehr und mehr an Bedeutung zu. Über die Einteilung des Tages und der Nacht verfügte fortan der Rat, der Stundenrufer war das Symbol dafür. Als Nebenaufgaben mussten die Gassenrufer wie die zünftisch-bürgerlichen Nachtwächter nach Feuer Ausschau halten und Nachtruhestörer zu rechtweisen.

Nachtleben im Wandel

Schon allein die Komplexität der Zürcher Wachtorgane zeigt die Bedeutung der Nacht im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Die Dunkelheit wurde eher als Bedrohung empfunden, zumal jegliche Strassenbeleuchtung fehlte. Der Einwohner, der nach Einbruch der Nacht in friedlicher Absicht unterwegs war, tat dies durch das Tragen eines Handlichts kund. Die Hausbesitzer mussten ihre Hauseingänge mit Windlichtern beleuchten. Die Obrigkeit versuchte, durch Festlegen des Feierabends, des Lichterlöschens, der Sperrstunde der Zunfthäuser und Gaststätten einerseits und des Arbeitsbeginns andererseits die Nacht zu regeln. Die Einwohner der Stadt waren immer wieder versucht, diese Verordnungen zu brechen und in der Nacht ihr Vergnügen zu suchen, das ihnen während des Tages nur allzu oft verwehrt war. Zu nennen ist etwa das «Gassenlaufen» der Jugendlichen. Die jungen Burschen und zum Teil auch die Mädchen, die sich den Wirtshausbesuch nicht leisten konnten, zogen bis spätnachts durch die engen Gassen der Stadt und machten mit Schreien und Jauchzen auf sich aufmerksam. Sie betätigten auch die Hausglockenzügel. Manchmal zielten sie dabei auf unliebsame Zeitgenossen, die sie mit Schmähungen bedachten. So trat in einer Märznacht 1674 Jakob Zeller an sein Fenster, um Ruhe zu gebieten, worauf die Horde auf der Gasse «alte Männer, alte Huren» skandierte. Zeller blieb den Störenfrieden nichts schuldig und überschüttete sie mit dem Inhalt seines Nachtopfs. Nahezu ein Dauerergernis war das Übersitzen der Polizeistunde. Zwar verfügte die Obrigkeit die abendliche Schliessung der Gaststät-



Von Nachtwächtern und
Gassenläufern



ten und Zunfthäuser schon um acht oder neun Uhr, doch durchsetzen liessen sich die Verbote nie. Vor allem die Bürgerwächter sahen keine Veranlassung, gegen das Übersitzen einzuschreiten, da sie ja ausserdienstlich als Privatpersonen selber gern ein Wirtshaus besuchten. Schenkwirte, welche die obrigkeitliche Polizeistunde einhalten wollten, wurden von ihren Gästen bedroht. In Zürich herrschte in der Nacht rege Betriebsamkeit, die der Obrigkeit oft ein Dorn im Auge war und im Widerspruch zu den Sittenmandaten stand.

Der Übergang vom illegalen zum legalen Nachtleben ist indes eine lange Geschichte. Eine wesentliche Voraussetzung dafür war die Einführung der Strassenbeleuchtung, von den ersten Öllampen Ende des 18. Jahrhunderts bis hin zur Gaslaterne und dem elektrischen Licht in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eine andere Frage war die Bedeutung der Nacht. Die Nacht verlor mehr und mehr ihre Bedrohlichkeit, sie wurde zunehmend zu einem besonderen Ereignis. Die ersten Feuerwerke beispielsweise wurden in Europa noch in der Barockzeit tagsüber gezündet. Als nächtliche Spektakel kamen sie in der Schweiz Ende des 18. Jahrhunderts in der Ambassadorsstadt Solothurn auf. Dort residierten die Botschafter des französischen Königshofs, welche die königlichen Feste ebenfalls begingen. In Zürich gab es einzig Artillerie-Schiessen vor Publikum, verbunden mit feuerwerksähnlichem Spektakel. Erst die Auswirkungen der französischen Revolution brachten das Nachtspektakel in Form von Beleuchtungen von öffentlichen Gebäuden sowie von Feuerwerken in die Limmatstadt. Die ersten wirklich grossen Feuerwerke wurden 1813 zu Ehren der in Zürich zur Tagsatzung weilenden eidgenössischen Gesandten sowie 1838 zur Eröffnung der Münsterbrücke veranstaltet. Von der gewaltigen Lichtkunst des «Zürifäschts» der Gegenwart war man aber noch weit entfernt.

Der Beitrag stützt sich auf das Buch des Zürcher Historikers Christian Casanova: *Nacht-Leben. Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833*, Zürich 2007 (Chronos Verlag).

Die Bilder zeigen Martin Harzenmoser, Mitglied der Zürcher Nachtwächterzunft, auf seinem Rundgang durch die Altstadt Zürichs.

Big Zis Hyphe Myzel Hype

Mäanderndi Liechtschlinge
Tentaklet mönd Liecht binde
Versickeret a dä Ränder
S isch nur zmitz drin
am blände
Nur zmitzt drin
wallendi Gwänder
Zmitz drin
hallendi Wänd
was wänder
Es Lied singe summe
Die einte gschich im Liecht
aber nöd im Dunkle

Das isch min Rückfall
en Fieberrückfall
Ich föhl mich tanzt
ich föhl mich tanzt
Ich ghör de Nachhall
vo jedem Nachtball
Ich gspür de Drall
Dräh mich i dine Chreis
so zügellos
I dine dehnte grunnene Chreis
im Überfluss
Lah s Zügel los hebs Morn
im Würgegriff
Dini Dämmrig makellos
und bürgerlich
Du trüebesch min Blick
mit Kalkül und Gschick
Din Schatte
bricht mer s Gnick
Ich känn dini Meile
ich känn si im Schlaf
I dinre Nacht
bin ich hellwach

Ich bitt dich
Uf de Wand ich triff dich
Imponderabelle (es trifft mich)
Ich bitt dich
Uf de Strass ich triff dich
Miserabelle (es trifft mich)
Ich bitt dich
Uf de Brugg ich triff dich
Disponibelle (es trifft mich)
Ich bitt dich
I dim Härz ich triff dich
Parabelle (es trifft mich)
Ich folge dir i d Nacht
Hell wach

Ich lueg i dini Fänschter
lueg dur dich dure
Gängschter am buure
Banker am irre
Hippster am scharre
Klischees nöd nume
Gschaft de ganzu Tag
Fänschterlade dune
Das macht Appetit
und laa hungrig
Es wird langsam Ziiit
für letschti Rundi
Wölf vorem Tor
nöd nur wänns Dunkel isch
Aber dänn bsundrig Auge
wiit und funklig
Was für e Verschwörig
was für e Verfüerig
Meischerlich begehrlig
ich verzehr mich
Keusch din Kehrlicht
gsittet dis Sturmlicht
D Unschuld verchehrt sich
wänn Sturm ufzieht



 zkb.ch/rap

Mario Ramos Timoteo hat seinen Beruf von der Pike auf gelernt. Vor 20 Jahren begann er im Zürcher Traditions-5-Sternehaus Baur au Lac und arbeitete sich Stufe um Stufe hoch, bis er schliesslich den Dienst als Concierge aufnahm, und zwar immer in der Nacht. «Ich liebe es, nachts zu arbeiten und bin dann Anlaufstelle für alle Anliegen der Gäste», verrät der aus Obidos stammende Portugiese. Dieses Jahr erhält er den Clefs d'Or, das offizielle Zeichen des renommierten Netzwerks der besten Concierges rund um die Welt.



Nachtberufe

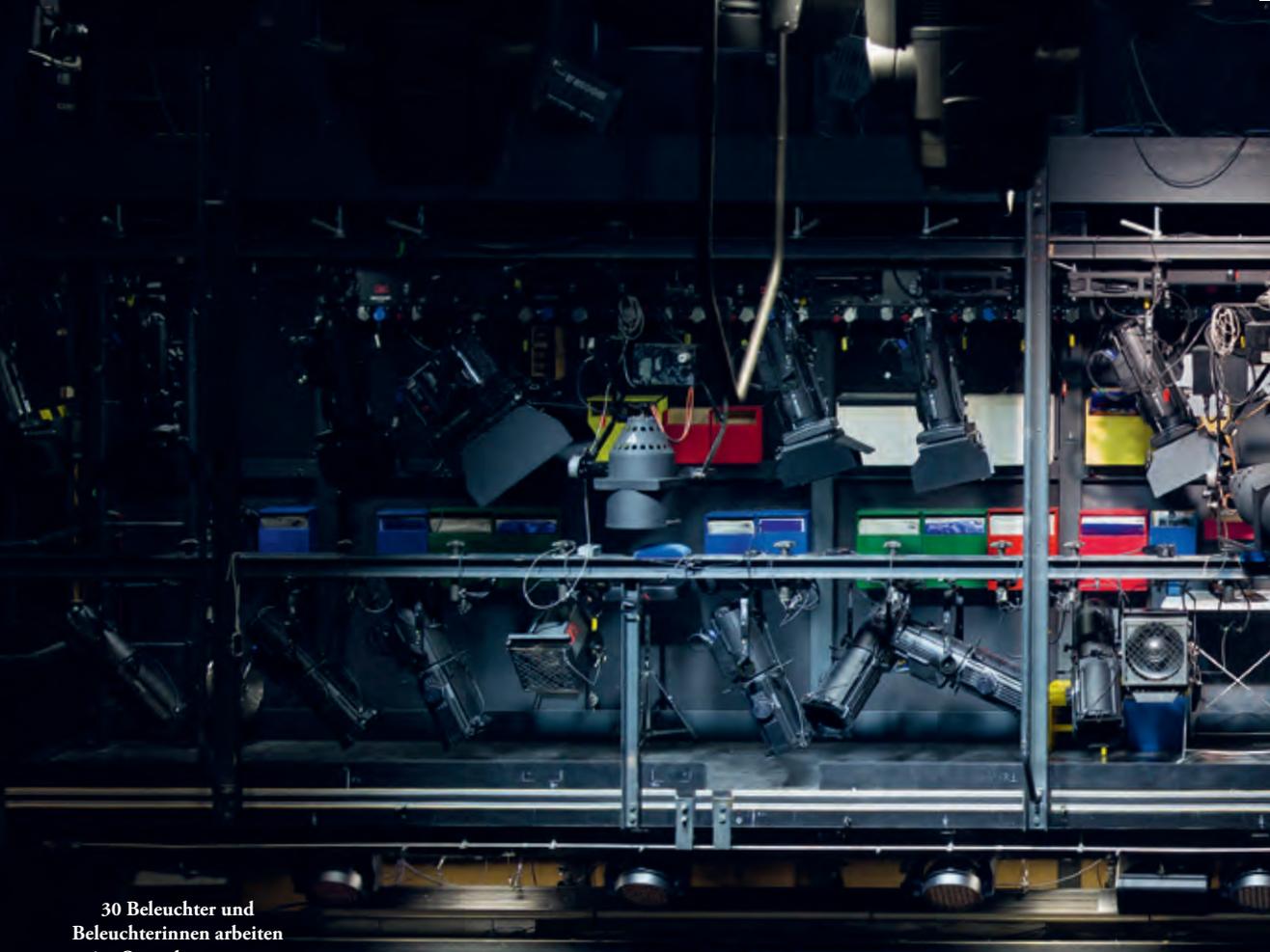
– Zürcherinnen und Zürcher gehen tagsüber ihren Geschäften, Aufgaben und Interessen nach. Sie essen, lesen, reden, und sie arbeiten. Nachts machen sie immer nur eins: schlafen. Könnte man meinen. Einige von uns aber beginnen ihr Tagwerk dann, wenn alle anderen ihren Feierabend geniessen und sich dann müde und matt vom Alltag zur Ruhe legen. Männer und Frauen aus ganz verschiedenen Bereichen und Branchen stehen hier stellvertretend für all jene, die den lebendigen Betrieb in und um Zürich in der Dunkelheit am Laufen halten: sechs Porträts.

Text: Othmar Köchle
Bilder: Dominique Meienberg

Maria Strässle ist eigentlich Bäckerin / Konditorin. Eine Mehlallergie machte es ihr aber unmöglich, im Beruf zu bleiben. So stieg sie 2003 als Hostess im Casino Pfäffikon ein. Seither macht sie, was nur wenige schaffen: Sie verdient mit dem Glücksspiel ihr Geld. In St. Gallen liess sie sich als Croupier ausbilden und stieg später zur Tischchefin auf, die das Spiel auf mehreren Tischen überwacht. Seit der Eröffnung 2011 ist sie im Casino Zürich. Ihre Spätschicht beginnt am Wochenende um 20 Uhr und dauert bis 5 Uhr in der Früh. «Mit den Arbeitszeiten habe ich kein Problem», sagt sie. «Mein Partner ist auch in diesem Umfeld tätig, sodass wir oft zusammen die Freizeit verbringen können.»







30 Beleuchter und Beleuchterinnen arbeiten im Opernhaus unter der Leitung von Martin Gebhardt. Fast jeden Abend tauchen sie die Bühne des Opernhauses – je nach Beleuchtungskonzept – in magisches, dramatisches, nüchternes oder romantisches Licht. Während der Aufführungen, aber auch bei Beleuchtungsproben und auf Tourneen – weltweit heisst das: arbeiten bis tief in die Nacht. An 100 Tagen pro Jahr kommt Martin Gebhardt erst spät oder in den frühen Morgenstunden nach Hause. Unregelmässigkeit ist die Regel. «Ohne das Verständnis meiner Familie könnte ich meinen Job nicht machen», sagt er.





Kerstin Andrea Holzer bezeichnet sich als Einzelgängerin. «Nachtarbeit entspricht mir», sagt sie und schreitet einen 750 m langen Güterzug ab, um die einzelnen Güterwagen voneinander zu lösen. Seit fünf Jahren ist sie im Rangierbetrieb des Rangierbahnhofs Limmattal tätig und als einzige Frau unter den männlichen Kollegen sehr geschätzt. «Bei Schnee und Kälte die schweren Metallkupplungen zu lösen, ist ein Knochenjob, aber es hält mich auch fit», sagt sie, während sie zum hundersten Mal unter den Puffern durchklettert. Den neuen Betriebszeiten im Cargobetrieb 2017 schaut sie mit Sorge entgegen. Sie werden Schichten mit Arbeit tagsüber bringen.





Seit neun Jahren fährt Flurim Semsedini regelmässig jedes zweite bis dritte Wochenende die Zürcher Nachtschwärmer im ZVV-Nachtbus in den Ausgang oder wieder nach Hause. Er schätzt den Dienst in diesem Turnus: «Die Fahrgäste sind einfach lockerer. Und wenn ich als 33-jähriger Familienvater schon nicht das Tanzbein im Club schwingen kann, fühle ich mich als Nachtnetz-Chauffeur doch ein bisschen als Teil des Nachtlebens.» Sein Dienst beginnt zwischen 18 und 19 Uhr. In der Morgendämmerung zwischen 4 und 5 Uhr stellt er den Bus wieder in die Garage in Oerlikon und geht schlafen.

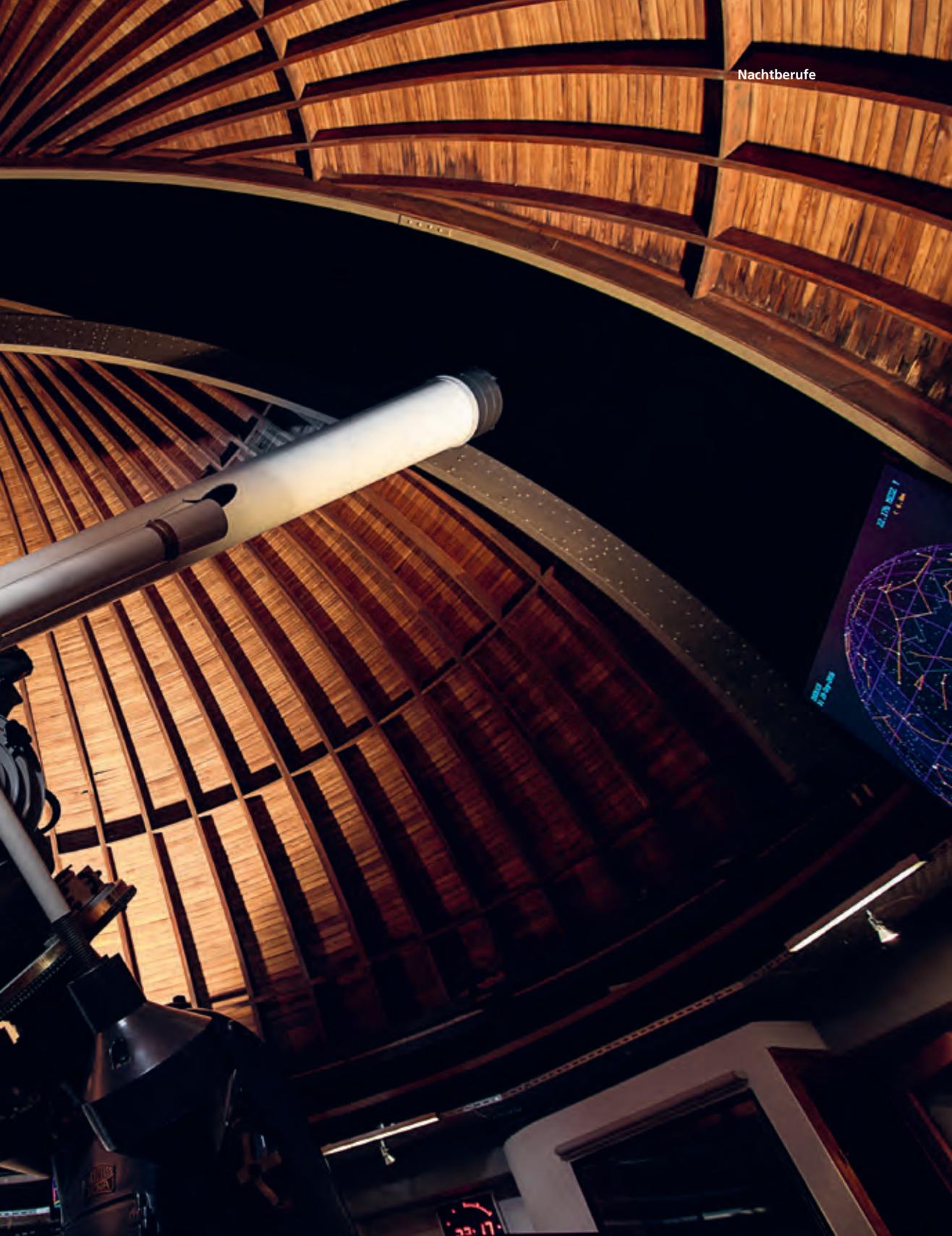




A woman in a blue sweater stands on a platform inside a large, domed observatory. She is looking through a large, complex telescope mounted on a pedestal. The interior of the dome is made of dark wood with a radial pattern of beams. The lighting is warm and focused on the woman and the telescope.

Lucia Kleint steht
seit 18 Jahren als Demonstratorin
regelmässig auf dem Podest in der
Urania Sternwarte Zürich.
Schon als Kind wusste sie:
Ich werde Astronomin.
Hauptberuflich arbeitet sie
an der Fachhochschule
Nordwestschweiz am
modernsten Röntgenteleskop
für Sonnenbeobachtungen
im Rahmen der ESA
Mission «Solar Orbiter».
Doch nachts am optischen
Fernrohr den Besuchern
den Weltraum und die
Planeten näherzubringen,
möchte sie nicht missen.

Nachtberufe





1347
Erste Erwähnung
des Gasthauses
Storchen: Noch heute
steht das Hotel
inklusive Bar an
gleicher Stelle.

Zürichs Nachtleben nüchtern betrachtet

**– So viele Clubs auf so kleinem Raum:
Das gibt's nur in Zürich. Das Party-
volk lässt jedes Wochenende einiges
an Geld liegen. Aber nur die halbe
Stadt feiert mit. Zu lang und zu laut
sind die Nächte für die Anwohner.
Ein ökonomischer Streifzug durch die
Welt der Diskokugeln.**

1314
In den Zürcher
Stadbüchern
ist von einem
Frauenhaus
die Rede.

Text: Stephan Lehmann-Maldonado
Bilder: Michael Lio

1500
Mandate wollen
den Nachtlärm
aus den Zürcher Gassen
verbannen. Dessen
Verursacher:
Jugendliche.

1560
Das letzte
Frauenhaus in
Zürich schliesst
seine Türen.

1528
Der Frauenwirt
Heini Genner muss
verheiratete Freier
in seinem Bordell
anzeigen.

1530
Die Obrigkeit
erlässt ein rigoroses
Spielverbot.
Wer dagegen verstösst,
musst tief in die
Taschen greifen.

Valeria hat es geschafft. Sie ist in die «Zukunft» vorgedrungen: eine Welt, die aus funkelnden Diskokugeln und dröhnenden Bässen besteht. Wer hier abtanzt, wähnt sich unter erlauchten Auserwählten. Denn zuvor heisst es, Schlange stehen und am Türsteher vorbeikommen.

Ist Valeria, 27, Studentin aus dem Schwarzwald, die typische Zukunftsbesucherin? Dominik Müller, einer der Club-Gründer, zuckt mit den Achseln. «Wir streben einen bunten Mix an.» Der Ruf des Clubs reicht über die Landesgrenzen hinaus. «Ein Club stellt einen modernen Dorfplatz dar, wo man miteinander spricht und gemeinsam trinkt», meint Müller: «Vielleicht auch in umgekehrter Reihenfolge.»

Die «Zukunft» ist exemplarisch für die ganze Stadt. Deren Nachtleben entfaltet eine Magnetwirkung, die jedes Wochenende 100 000 Nachtschwärmer anzieht. Nicht einmal Berlin weist eine so hohe Clubdichte wie Zürich aus. Die Preise sind stolz,

doch punkto Sound und Design spielt die «Little Big City» in der ersten Liga. Ob Rockschuppen, avantgardistischer Undergroundclub oder Edellokal: Für jeden findet sich etwas.

In Zürich sind mehr Nachtcafés registriert als in Bern und Basel zusammen. 650 Gastrobetriebe müssen die Stühle nach Mitternacht nicht auf den Tisch stellen. «Das Nachtleben ist einer der Mosaiksteine, die zu Zürichs Lebensqualität beitragen», freut sich Benno Seiler, Leiter der Wirtschaftsförderung von Zürich. «Und diese ist ein Argument, wenn wir den Wirtschaftsstandort vermarkten.»

Partyvolk verdrängt Prostituierte

Besonders lang und laut ist die Nacht im Langstrassenquartier. Seit sich die «Zukunft» vor über zehn Jahren hier ansiedelte, sind ihr etliche Clubs gefolgt. Das anrühige Viertel ist hipp geworden. Das Partyvolk drängt die Prostituierten zurück. Den Rest erledigt die Prostitutionsgewerbeverordnung, die 2013 in Kraft trat. Heute zählt Zürich weniger als halb so viele Sexsalons wie vor zehn Jahren.

Zwingli als DJ?

Wieso hatsich ausgerechnet die Zwinglistadt zur Partymeile gemausert? Als Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531) noch im Grossmünster predigte, trat er keineswegs als lustfeindlicher

1601
Ein Landmandat
verbietet das
Tanzen – sogar an
Hochzeiten.

1627
Die Stadt wählt
acht Aufpasser.
Sie sind auch für
die nächtliche
Ordnung verant-
wortlich.

Sittenwächter auf. Im Gegenteil. «Seine Zeitgenossen warfen ihm vor, dass er sein Herz zu sehr an die Musik hänge», betont Peter Opitz, Kirchenhistoriker an der Universität Zürich. Zwingli spielte etliche Instrumente, vielleicht wäre er heute nebenbei DJ.

Dennoch spaltete das Nachtleben bereits damals die Gemüter. Regelmässig flatterten der Obrigkeit Lärmklagen um die Ohren, weist der Zürcher Historiker Christian Casanova in seiner Dissertation übers Nachtleben nach. Am Frauenhaus, dem Puff des Mittelalters, störte sich hingegen kaum jemand. Das änderte sich 1528, als Frauenwirt Heini Genner verheiratete Freier verzeigen musste.

So richtig puritanische Regeln heckte die Zürcher Regierung erst ein Jahrhundert später aus. Zwischendurch verbot sie das Tanzen. Glücksspiel und Saufgelagen erklärte sie den Krieg. Die Sperrstunde senkte sie zwischenzeitlich sogar auf 17 Uhr, bis diese sich wieder auf 21 Uhr einpendelte. Schliesslich erhielt das Festvolk Schützenhilfe von unerwarteter Seite: den französischen Truppen, die 1798 in Zürich lagerten. Eilends öffneten die Zürcher eine Weinschenke nach der anderen.

Drinks in der Toni Molkerei

Im 20. Jahrhundert schliessen die Nachtaktivitäten ein. 1954 erhielten

drei Clubs eine Ausnahmegewilligung für Öffnungszeiten bis 2 Uhr, worüber sich die Stadt bald reuig wurde. In diesem Umfeld sorgte «Polizischt Wäckerli» (Film von 1955) für Zucht und Ordnung, derweil sein Sohn die Nächte im Niederdorf verbrachte. Mitte der 1980er-Jahre gab es erst 40 Nachtcafés, dazu kamen illegale Bars in den neunziger Jahren.

Dann liberalisierte der Kanton 1998, nach einer Volksabstimmung, das Gastgewerbegesetz. Über Nacht explodierte die Zahl der Nachtcafés. Erfinderrische Köpfe funktionierten Fabrikhallen zu Tanzpalästen um. Auf dem Areal der Brauerei Löwenbräu entstand die «Säulenhalle», im Lager der Seifenfabrik Steinfels das «Rohstofflager». In der «Toni Molkerei» genoss man bald andere Substanzen als Milch. Und eine ausrangierte Kantine machte als «Dachkantine» Furore.

Mittlerweile sind diese Clubs Geschichte. Das wirft die Frage auf: Wie rentabel ist das Nachtleben? «Mit Partys kann man schön Geld verdienen», rechnet Michel Péclard vor. Der Dozent für Buchhaltung betreibt mehrere Trendrestaurants. Sein Rooftop oberhalb von Modissa an der Bahnhofstrasse stellt am Wochenende auf 24-Stunden-Betrieb um. Die Getränke spülen den Hauptumsatz in die Kassen. «Die Kosten für einen Cocktail sind gering.» Kostspielig ist dagegen

1650
Um Trinkritualen
den Riegel zu
schieben, ist nur
«ein bescheidener
Abendtrunk»
zulässig.

ZÜRICH'S NACHTLEBEN IN ZAHLEN

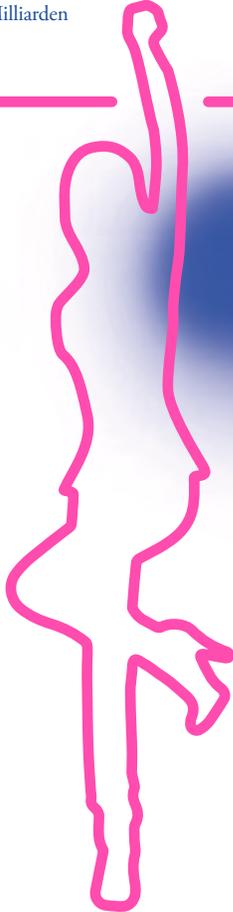
450 MIO. UMSATZ



Die Bars und Clubs stellen einen Wirtschaftsfaktor dar. Sie erwirtschaften etwa ein Viertel des Umsatzes der Zürcher Gastronomie und steuern gut ein halbes Prozent zum Bruttoinlandprodukt der Stadt von 67 Milliarden Franken bei.

100 000 PARTY- GÄNGER

So viele Nachtschwärmer tummeln sich an einem Wochenende in Zürich.



3000 JOBS



Die Zürcher Bars und Clubs stellen rund 1 Prozent der 330 000 Arbeitsplätze der Stadt Zürich. Viele dieser Jobs sind Teilzeitjobs für Studierende. Dabei beschäftigen die Lokale im Durchschnitt sechs feste und 15 freie Mitarbeitende.

80 LÄRM- BESCHWERDEN



In Sommernächten läuft der Draht bei der Stadtpolizei heiss: Da können schon mal 80 Lärmbeschwerden am Wochenende eingehen. Bis zu 120 Anrufe pro Stunde muss die Polizei parieren.

10:1 FÜR DIE CLUBS



Die Bars und Clubs in Zürich organisieren jedes Jahr 10 000 kulturelle Veranstaltungen, die rund 4 000 000 Gäste anziehen. Das Opern- und das Schauspielhaus kommen gemeinsam auf 1000 Vorstellungen pro Spielzeit mit ungefähr 10 Mal weniger Besuchern.

DIE HEISSESTEN PFLASTER DER STADT

1. Langstrasse, Kreis 4 – 194 Nachtcafés
2. Niederdorf, Kreis 1 – 163 Nachtcafés
3. Escher-Wyss-Areal, Kreis 5 – 101 Nachtcafés



100 JAHRE MASCOTTE

«Dürfen wir hier spielen?», fragten die Toten Hosen. Sie durften, genau wie viele Jahrzehnte zuvor beispielsweise Josephine Baker und Louis Armstrong. 1916 eröffnet, zählt das Mascotte im Corso-Haus am Bellevue zwar zu den ältesten Clubs der Schweiz, aber noch lange nicht zum alten Eisen.



1750 FRANKEN PRO NACHT



Es handelt sich hier nicht um den Preis für eine Junior Suite im «The Dolder Grand» – die wäre günstiger –, sondern um die Sicherheitskosten für eine Übernachtung im «Hotel Suff». Wer unter Drogeneinfluss steht und eine Gefahr darstellt, wird von der Zürcher Polizei auf die Zentrale Ausnüchterungsstelle (ZAS) bei der Urania-Polizeiwache gebracht. Die nicht ganz freiwilligen «Gäste» müssen sich mit bis zu 600 Franken an den Aufenthaltskosten beteiligen. Pro Jahr gibt's etwa 1000 Fälle.

3611 POLIZEI-REGISTRIERUNGEN



Gewalt gegen Beamte, Körperverletzungen, Tötlichkeiten, Lärm, Sachbeschädigung, Trunkenheit & Co.: Die Stadtpolizei führt seit 2007 Buch über Nachtstadt-Ereignisse. Auch wenn es 3611 Ereignisse pro Jahr respektive rund 70 pro Wochenende sind – vor allem Trunkenheit, Körperverletzungen und Tötlichkeiten haben in den letzten Jahren abgenommen.

33 MIO. FÜR DIE AHV

Das Casino Zürich ist die Nummer zwei des Landes, nach Montreux. Es verzeichnet 333200 Besuche pro Jahr und beschäftigt 206 Mitarbeitende. Der Bruttospielertrag – Spieleinsätze minus Gewinnauszahlungen – beläuft sich auf 63,9 Millionen Franken jährlich. Die Spielbankenabgabe von 33 Millionen Franken fliesst vollumfänglich in die AHV.



DER BAR-BIER-INDEX

CHF/3 dl

Genf	10.06
Tel Aviv	8.90
New York	8.38
Zürich	7.04
Paris	6.90
London	6.86
Barcelona	6.56
Wien	5.35
Amsterdam	4.83
Berlin	4.08
Budapest	3.64
Bratislava	2.07



138 SALONS

«Sex sells» gilt immer weniger für die Stadt Zürich: Heute zählt man nicht einmal mehr halb so viele Sexsalons wie noch vor zehn Jahren. Zu den 138 Salons gesellen sich 93 Kleinstsalons sowie 218 Strassenbewilligungen. Seit 2013 die neue Prostitutionsgewerbeverordnung in Kraft ist, scheint sich das Gewerbe in die Peripherie zu verlagern.

die Infrastruktur. Klingt ein Hype aus, bleiben die Gäste weg – es droht der Verlust.

Jobmaschine für Studenten

Darüber, wie viele Rubel im Nachtleben rollen, lässt sich nur spekulieren. Die Protagonisten halten ihre Bilanzen im Dunkeln. Allerdings wollen führende Clubbetreiber mit der Verschwiegenheit brechen. 2011 haben sich einige Bars und Clubs zur Bar- und Clubkommission (BCK) zusammengerauft, unter Präsident Marc Blickensdorfer, der an «Mascotte», «Plaza», «Rimini», «Talacker» und «Quai 61» beteiligt ist. Einer der ersten Programmpunkte: Umsatzzahlen erheben.

2015 haben 37 BCK-Betriebe im Rahmen der Umfrage ihre Zahlen preisgegeben. Die BCK verfügt jedoch über drei Mal mehr Mitglieder. Ergo muss man die Angaben hochrechnen, um die gesamten Einnahmen zu erahnen. Per Januar 2016 ergibt sich so ein Jahresumsatz von knapp 200 Millionen Franken für die BCK-Mitglieder. Doch auch diese Summe ist nicht aussagekräftig genug. Denn: «Es könnten sich uns potenziell 50 weitere Lokale anschliessen, die unsere kulturellen Kriterien erfüllen», konstatiert BCK-Sprecher Alexander Bücheli. Spinnt man die Schätzung weiter, dürften gut 150 Zürcher Bars und Clubs 450 Millionen Franken im Jahr

einspielen, wie der Verein Pro Nachtleben angibt.

Das Nachtleben ist ein Wirtschaftsfaktor, selbst wenn man die 24-Stunden-Shops, Imbissbuden und Taxis nicht berücksichtigt. Es schafft verhältnismässig viele Verdienstmöglichkeiten; denn Barkeeper lassen sich nicht durch Roboter ersetzen. Allein die BCK-Betriebe beschäftigen 2835 Angestellte, was nicht ganz 1 Prozent der 330 000 städtischen Arbeitsplätze ausmacht. «Studenten finden bei uns einen abwechslungsreichen Job, der gut bezahlt ist», meint Dominik Müller. Ist dieses Argument wasserdicht? Richard Britt, Teilzeit-Barkeeper im «Mascotte» nickt, weist aber auf den Preis hin. «Wir arbeiten, während die anderen feiern. Es ist schwierig, sich mit Freunden zu treffen.»

Social Media oder Social Party?

Die Zahl der Clubs stagniert allerdings seit etwa fünf Jahren. «Der Markt ist stark umworben, die Preise für internationale Künstler sind gestiegen», sagt Vegi-Gastronom Rolf Hiltl, der sich seit neun Jahren mit dem «Hiltl Club» im Haus Hiltl und ausgewählten Day-Partys im Hiltl am Strand und auf der Hiltl Dachterrasse im Clubwesen behauptet.

Zudem macht die Digitalisierung nicht Halt vor dem Schummerlicht. Es ist erschwinglich geworden, sich als DJ

1778
Zürich erhält
seine erste Öllampe.
Sie hängt
beim Rathaus.

1804
Der Stadtrat
inszeniert ein erstes
Feuerwerk. Ein neues
Volksvergnügen.

1913
Mittlerweile
erstrahlen nachts
7204 Lampen,
wovon mehr
Dutzend noch
existieren.

1899
Der Spatenstich
fürs «Corso» am Bellevue
ist erfolgt. Es verschreibt
sich dem Variété.

zu versuchen. «Manche Feierlustigen fragen sich, warum sie den Club-Eintritt berappen sollen, wenn ihr Kumpel im Keller mit den gleichen Tunes auftrumpft», schmunzelt Hiltl: «Um zu flirten, muss man sich nicht mehr im Club aufhalten. Das geht online einfacher.» Umgekehrt vergünstigen digitale Netzwerke die Werbung. Und Soundtrends lassen sich per Klickraten analysieren.

Club-Promotor Alex Flach resümiert: «Aus dem friedlichen Miteinander der Clubbetreiber ist vielerorts eine Ellenbogengesellschaft entstanden.» Ein neuer Club ist nur beim Opening gerammelt voll. Dann braucht es Liquidität – nicht nur in Form von Hochprozentigem –, um die Durststrecke durchzustehen. Sie kann mehrere Monate dauern. Einen Club zu führen, bedeutet, ein KMU zu managen. «Das ist nicht Rock'n Roll. Es gilt, AHV-Beträge abrechnen, Buchhaltung führen, Marketingstrategien entwickeln.»

Vom Clubchef zum Küchenchef?

Was sind die Trends der Stunde? Das neue «Lexy» verzichtet auf Diskokugeln, setzt auf reduziertes Design. «Verspielte Handmade-Clubs wie «Friedas Büxe» finden weiterhin ein Publikum», vermutet Alex Flach. Seit einigen Saisons ist Elektrifizierung angesagt. Zuweilen selbst in Edelclubs wie dem «Alice Choo». «Verschwunden sind

rocklastige Clubs wie das «Abart» und das «Kinski», nicht aber Lokale für Rockkonzerte wie das «Helsinki.» Die Amboss Rampe diversifiziert mit Improvisationstheater, Lesungen, Tischtennis und Kulinarischem.

Gestandene Clubkönige wagen sich in die Küche vor, um die Raummiete zu amortisieren. Gelungen ist dies beim Hive, wo sich die Clubbetreiber den Kuchen mit Gastronomen teilen. Seitdem ist die «Gerold Chuchi» beinahe zum Synonym für frische Pasta geworden. Auch die Zukunft schielt mit der «Bar 3000» bereits Richtung Gastronomie. «Die hybride Nutzung der Räume bewährt sich», weiss Rolf Hiltl.

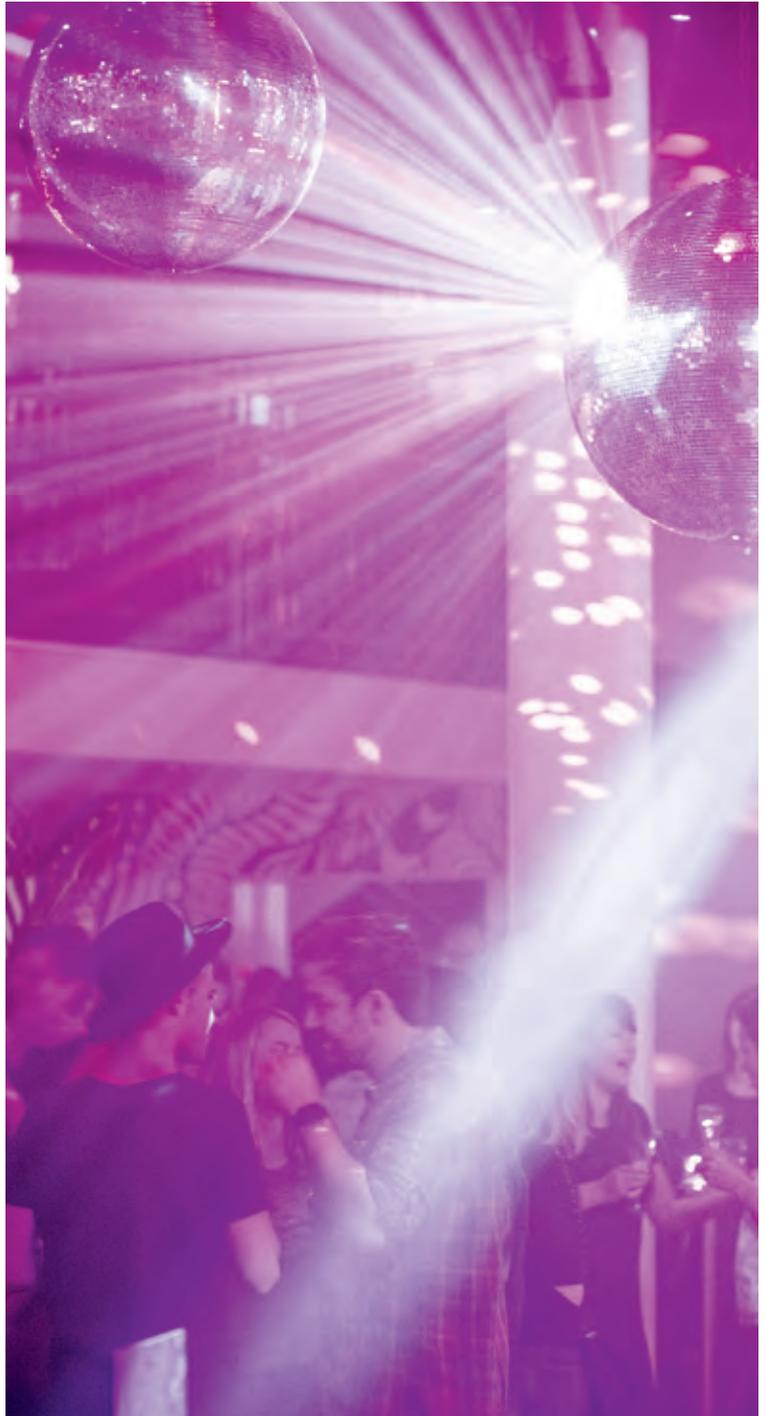
1916
Das Mascotte
feiert seine
Eröffnung.
Mitternacht wird
zur Ausgangs-
sperr.

1939
Ab 23 Uhr
heisst es:
Polizeistunde.

Lärm und Littering

Wann immer sich Zürich in eine Partyhütte verwandelt, hinterlässt das Spuren. Jeden Morgen um 4 Uhr fegen 46 Mitarbeitende der Stadtreinigung die Strassen rein. Trotzdem sorgen Littering und Lärm bei Anwohnern für rote Köpfe. Kein Wunder, ist das Nachtleben zuoberst auf der Agenda des Stadtrats angelangt. Zugleich haben sich Schattenbehörden formiert: Mit dem Verein Pro Nachtleben wollen Jungparteien das Nachtleben weiter liberalisieren. Stein des Anstosses ist, dass Clubs seit 2015 ein Baugesuch einreichen müssen. Der Nachtstadtrat sieht sich «als Vermittler in den Konflikten und als Sprachrohr der jungen

Zürichs Nachtleben
nüchtern betrachtet



1954
Drei Clubs erhalten
eine Ausnahme-
bewilligung
bis 2 Uhr, was man
bald wieder
rückgängig macht.

1956
Die «Barfüsser-
Bar» serviert
ihre ersten Drinks und
zieht Homosexuelle
an. Sie gilt als erster
bekannter «Gay-
Treffpunkt Europas».

1980
In Kellern
und Hinterhöfen
entstehen
illegale Bars.

Zürchs Nachtleben
nüchtern betrachtet

1990
Mit dem Techno-
boom kommen
Afterhours auf –
Partys, die in den
frühen Morgen-
stunden beginnen.

Generation», wie es Heiko Hornung, DJ und einer der Nachtstadträte, ausdrückt. Im Zweifelsfall setzt sich das Gremium dafür ein, dass die Party möglichst ungehindert weitergeht. Auch die Stadt setzt auf Dialog. Anwohner, Clubbetreiber und Behörden sollen sich gegenüber sitzen. Schon drei runde Tische hat Alexandra Heeb, Delegierte des Polizeidepartements für Quartiersicherheit und Leiterin des Projekts Nachtleben, organisiert: «Was Lärm betrifft, dienen die Gesetze als Leitplanken. In deren Rahmen wollen wir ganz lokale Lösungen finden und allen Beteiligten das Wort geben.»

Gespräch statt Gericht

Diese Gelegenheit packt Charles A. Weibel beim Schopf. Seit 1999 leitet er als Vorstandsmitglied des Quartiervereins Zürich 1 rechts der Limmat eine Arbeitsgruppe, die gegen den Lärm nach Mitternacht kämpft. «Immer mehr einst ruhige Nischen werden bestuhlt, bewirtschaftet und beschallt. Der Nachtlärm nimmt in verschiedensten Formen zu», erklärt Weibel: «Wir unterstützen ein attraktives Nachtleben. Aber wir wollen nicht auf unseren Schlaf verzichten, weil eine Minderheit durchzecht.» Die Polizei reagiere erst, wenn sich jemand beschwere, bemängelt Weibel. Trotzdem verspricht er sich in den meisten Fällen mehr vom Gespräch als von Gerichtsklagen.

«Die Zürcher Clubs nehmen die Bedenken ernst. Sie sind sich ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung bewusst», meint Alexander Bücheli. Der Lärmstreit spitzt sich nicht mehr zu. Gewaltdelikte haben abgenommen auch dank erhöhter Polizeipräsenz. Alexandra Heeb: «Zustände wie zu Zeiten der offenen Drogenszene wären heute undenkbar.» Trotz aller Grabenkämpfe reichen sich Freund und Feind in Zürich die Hände. Ein Beweis ist die gemeinsame Website Gutenachtbarschaft.ch: eine Anlaufstelle für alle nächtlichen Anliegen.

Zurück in die «Zukunft». Valeria will aufbrechen. Doch vorher deckt sie sich beim «HappyBeck» vis-à-vis mit Sandwichs und Kaffee ein. Es ist für diese Nacht ihr letzter Beitrag ans Zürcher BIP.

Quellen: Bar- und Clubkommission Zürich; Verein Pro Nachtleben. Eine kleine Enzyklopädie des Nachtlebens in Zürich, Stadt Zürich Kultur; Christian Casanova: Nachtleben, Ort, Akteure und obgründliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833; EKZ Entsorgung- und Recycling Zürich; Stadtpolizei Zürich, Polizeidepartement, Sicherheitsbericht der Stadt Zürich, Stadt-Zürich.ch/Statistik; Swiss Casinos, Dossiers des Stadt-Archivs Zürich, Cosuro, Bundesamt für Statistik, eigene Recherchen

1998
Das liberalisierte Gast-
gewerbe-gesetz
tritt in Kraft. Gastro-
betriebe haben
in Zürich einen Anspruch
auf eine Bewilligung
für Öffnungszeiten
zwischen Mitternacht
und 5 Uhr.

1992
Rund 1000 Raver
tanzen an der ersten
Street Parade.
Ein Jahr darauf sind
es zehn Mal mehr.

2015
Wer in Zürich
einen Club nach
Mitternacht öffnen will,
muss ein Baugesuch
beantragen. Die Anwoh-
ner können Rekurs
einreichen.

Bildstrecke:
Impressionen aus Zürchs Nachtleben



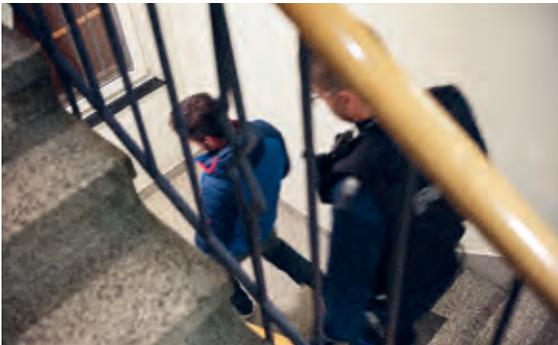
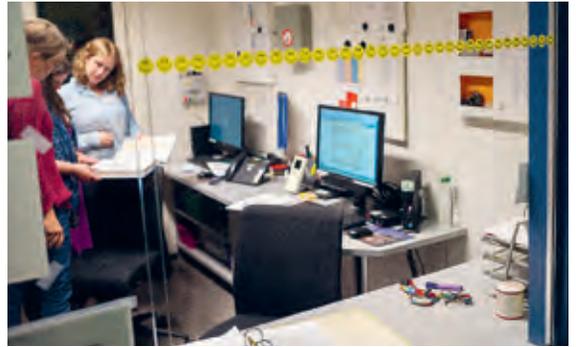
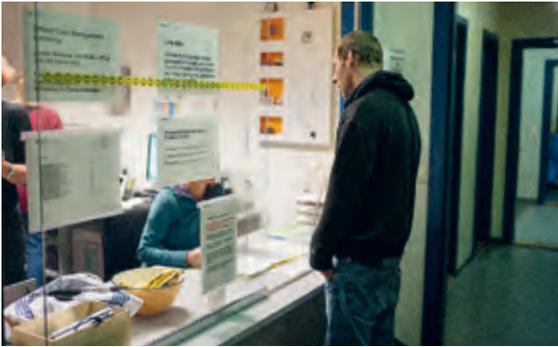
Schlafen am Rande der Gesellschaft

– Mit dem Einbruch der Nacht stellen sie sich wieder die Frage: Wo schlafe ich heute? Menschen, die unfreiwillig ohne jede Unterkunft sind, machen sich auf den Weg zur städtischen Not-schlafstelle. Hier finden sie für fünf Franken ein Dach über dem Kopf, ein Bett, eine einfache Mahlzeit und eine Waschgelegenheit. Ein Bericht vom Rande der Gesellschaft mitten in Zürich.

Mittwochabend, kurz vor halb 9 Uhr. Ich verabschiede mich von zu Hause und nehme den Bus. Mein Ziel ist die Rosengartenstrasse in Zürich-Wipkingen. Ein fast zu schöner Name für die meist befahrene Quartierstrasse der Stadt, des Kantons, der ganzen Schweiz, entliehen dem ehemaligen Gehöft «Zum Rosengarten» bei der heutigen Nummer 44. Einst eine ländliche Idylle erschliessend, durchtrennt die Strasse heute als Schneise voller Abgase, Schmutz und ohrenbetäubendem Lärm das Quartier. Ein paar Meter weiter hangabwärts Richtung Hardbrücke befindet sich in der Nummer 30 die Notschlafstelle der Stadt.

Vorbei an den ersten Wartenden, gelange ich zum Eingang und werde eingelassen. 20:45 Uhr, Teambesprechung. Bettina, Eveline, Janine, Julia und Miriam gehen zusammen die Liste der voraussichtlich anwesenden Personen durch, besprechen die vergangene Nacht, teilen sich die Stockwerke ein. Alle sind per Du, auch mit den Klienten, wie die Übernachtungsgäste hier genannt werden. «Das baut unnötige Distanz ab und schafft Vertrauen, was für unseren Umgang mit den Klientinnen und Klienten wichtig ist», erläutert Eveline Schnepf, die Leiterin der Notschlafstelle. Die Räume sind hell gestrichen, die Anmeldung, «Empfang» genannt, befindet sich im zweiten Stock. Hier sind auch der Aufenthaltsraum und die Gemeinschaftsküche für die Männer. Für die Frauen gibt es im Erdgeschoss eigene, abgetrennte Räumlichkeiten. Der dritte Stock ist ebenfalls für Männer vorgesehen. «Insgesamt haben wir Platz für 52 Menschen, aber wir sind selten ausgebucht. Meistens beherbergen wir zwischen 20 und 40 Klienten», so Eveline Schnepf.

21:00 Uhr, es geht los. Die Eingangstür wird freigegeben, und die Menschen strömen die Treppe zum Empfang hoch. Einer nach dem anderen wird begrüsst, die Neuen stellen sich vor. «Bist Du in Zürich gemeldet? Hast Du einen Nachweis dabei?» «Ja, hier liegt die Anmeldung vor.» «Gut, dann macht das 5 Franken», erklärt Janine Burger, die heutige Verantwortliche des Empfangs, dem neuen Klienten freundlich. Der Name wird in der Liste abgehakt. Eine auffallend gepflegte junge Frau ist die Nächste in der Reihe: Sandra, lange gewellte Haare, orangefarbener Pullover, Jeans. Sie könnte gerade aus einem Büro gekommen sein, auf dem Weg in den Ausgang weiter unten am Escher-Wyss-Platz. Sie scheint bekannt zu sein; denn routiniert grüsst sie leise, reicht das Geld, verabschiedet sich und geht direkt runter in den Frauenstock. Warum sie hier sei, frage ich Eveline? Und warum sie so einen gepflegten Eindruck mache, das passe doch gar nicht zu einer Notschlafstelle.



Schlafen am Rande
der Gesellschaft



Es ist eines dieser typischen Vorurteile, man müsse einem Menschen seine Lebensumstände ablesen können. «Die meisten Frauen legen auch in einer absoluten Notsituation viel Wert auf ihr Erscheinungsbild. Sie wollen sich diese Würde nicht nehmen lassen.» Vielleicht habe sie sogar eine Arbeit, aber eben keine Wohnung. Neulich sei eine Klientin da gewesen, die, nachdem ihr die Wohnung gekündigt worden war, noch mehrere Monate nachts in einem Kellergeschoss übernachtete und tagsüber arbeitete. Erst als es gar nicht mehr ging, sei sie in die Notschlafstelle gekommen. Es sind zum Teil kaum fassbare Einzelschicksale, die die Menschen hier zusammenbringen.

21:30 Uhr. Der stechende Geruch ungewaschener Männer wird immer penetranter, der Fernseher zunehmend lauter. Zwei Männer sitzen auf dem Sofa, möchten nicht angesprochen werden. Wohnheimatmosphäre. In der offenen Küche kocht ein Mann Nudeln. Essensgeruch verbreitet sich. Ein Mitte Vierzigjähriger humpelt an Krücken zum Empfang, in der Hand ein ausgedienter Plastiksack. «Du musst leider gehen, das weisst Du; denn Du hast gestern ein ‹Time-out› bekommen.» Nach kurzer Diskussion geht er wieder. «Wo übernachtet er nun?», frage ich. «Es gibt verschiedene Alternativen. Der Klient hat vorgestern ein Time-out für eine Nacht bekommen und hatte Zeit, sich zu organisieren», erklärt mir Eveline. Klare Regeln sind in der Notschlafstelle wichtig: Wo darf was konsumiert werden, wann ist Nachtruhe? Die meisten halten sich auch daran. In Zürich gibt es neben der städtischen Notschlafstelle weitere Übernachtungsmöglichkeiten wie den bekannten «Pfuusbus» der «Sozialwerke Pfarrer Sieber». Die Auslastung der «Schliifi», wie die Notschlafstelle meist genannt wird, ist übrigens nicht im Winter am höchsten, da gibt es auch andere saisonale Angebote, sondern im April und Mai. Dann ist es für viele noch zu kalt, um draussen zu schlafen, obwohl einige der Männer das eigentlich bevorzugen.

Im Fernseher schreit eine Frau auf – Science Fiction mit dichten Nebelschwaden und kaum zu erkennenden Gestalten. Zeitgleich verschärft sich der Ton am Empfang zunehmend. Ein deutschsprachiger Tourist versucht seit Längerem, das Team von seiner Notsituation zu überzeugen. Er sei zwar nicht in Zürich gemeldet – eine der Hauptbedingungen für die Übernachtung, neben der Volljährigkeit, aber seit heute völlig mittellos. Mit viel Geduld und den richtigen Worten begegnet das Team gemeinsam der zunehmenden Aggressivität. Erst nach einer halben Stunde zieht er frustriert weiter. Es gibt diesmal keine

Ausnahme. Immer wieder stranden Menschen in der Grossstadt, und meist findet sich eine Lösung. Im Notfall oder bei Eiseskälte wird aber natürlich niemand abgewiesen.

Vor 20 Jahren, zu Zeiten von Platzspitz und Letten, gab es schweizweit Gemeinden, die Menschen ohne Obdach mit einer Fahrkarte in der Hand nach Zürich schickten. Die Stadt reagierte damals den Gemeinden gegenüber mit einer Art «administrativer Stadtmauer» und sandte auswärtige Menschen an eine Vermittlungsstelle oder schlicht mit dem nächsten Zug zurück.

22:00 Uhr. Es klingelt an der Eingangstür, der Monitor der Überwachungskamera springt an. Ein Team von Sicherheit, Intervention, Prävention, sip züri, der Stadt Zürich, bringt einen Ukrainer mit. Eigentlich sollte er heute mit dem Bus in sein Land zurückreisen. Warum er in der Schweiz war und woran sein Aufenthalt gescheitert ist, bleibt ein Rätsel. Er spricht ausschliesslich Ukrainisch. Nachdem die Formalitäten geklärt sind, bekommt er ein Bett für eine Nacht zugewiesen. In der Küche wird Suppe gekocht. Im Fernseher wechseln die Programme mittlerweile alle paar Sekunden. Die wenigen Männer im Aufenthaltsraum sprechen kaum miteinander. Ein Mann aus Bangladesch ist heute zum ersten Mal da. Er habe keinen Ausweis, keine Papiere, nichts. Er füllt das Anmeldeformular aus, während Janine seine Daten am Computer verifiziert. Gefunden. Er kann bleiben, muss die 5 Franken bezahlen. Es gibt in der Notschlafstelle Zimmer, in denen geraucht oder konsumiert werden darf. Ob er Drogen nehme? – «Ja schon, aber nicht hier.» Ein Raucherzimmer und «good people together» sei okay. In den meisten Zimmern stehen vier Betten. Im obersten Stock dürfen in einigen Zimmern mitgebrachte Drogen konsumiert werden.

23:20 Uhr. Es wird langsam ruhig in der Notschlafstelle. Die Bewohner für diese Nacht haben sich auf ihre Zimmer zurückgezogen. Zeit für das Team, die erforderliche Büroarbeit zu erledigen, damit die nachfolgende Schicht morgen Abend über alle relevanten Informationen verfügt.

0:15 Uhr: Die Polizei wird gerufen. Ein Mann hat an der Tür geklingelt, sich aber nicht oben beim Empfang gemeldet. Er liegt im ersten Stock in einem Bett und möchte nicht gehen, obwohl er hier nicht übernachten darf. Zwei Polizisten in voller Montur erscheinen. Höflich fordert der eine Polizist ihn auf zu gehen, während der andere über Funk die Identität prüft. Er hat kein Bleiberecht, da er aus einer ande-



Schlafen am Rande
der Gesellschaft



ren Gemeinde kommt. Widerwillig steht er auf und wird von den Polizisten nach draussen begleitet.

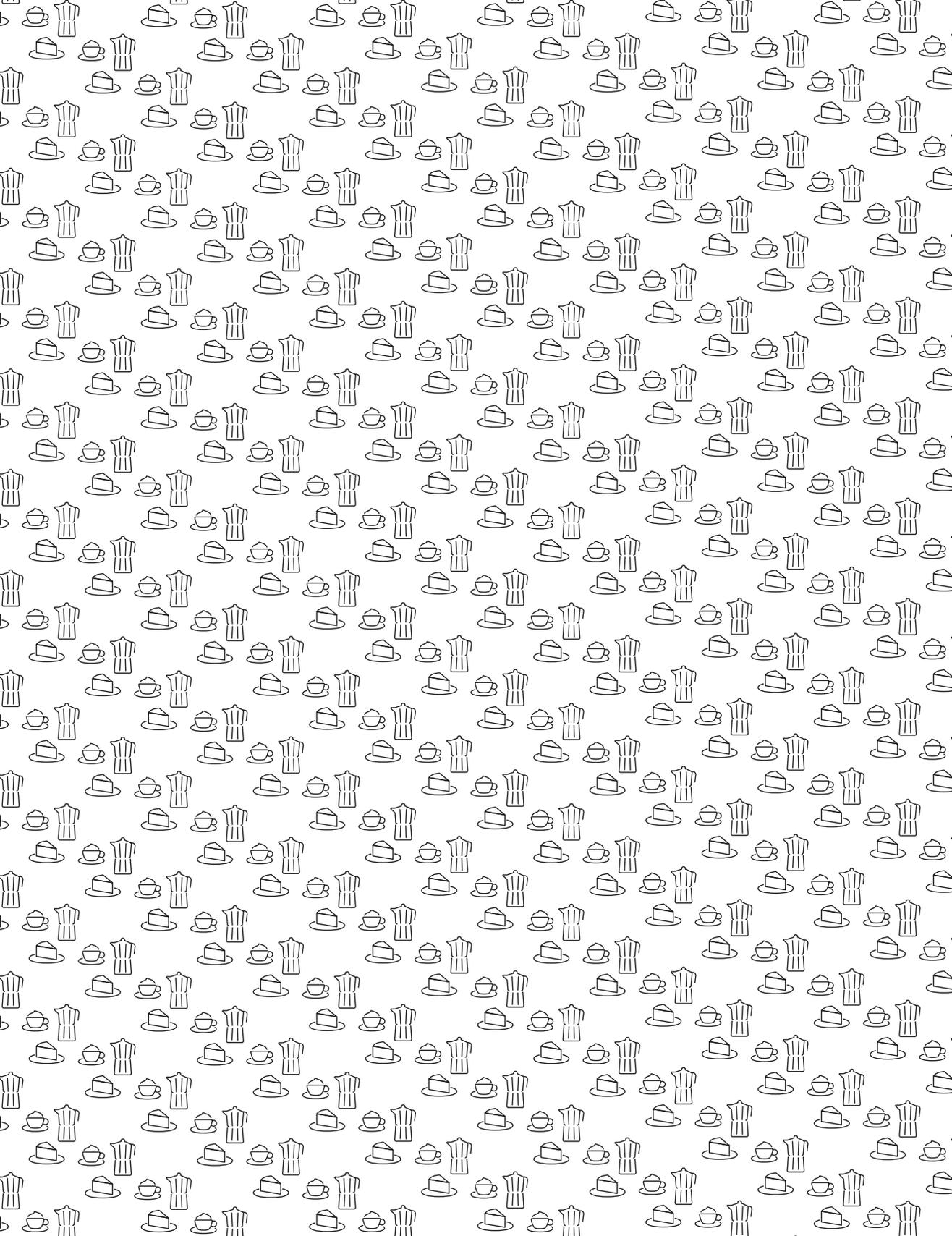
0:20 Uhr. Das Telefon klingelt. Eine Mitarbeiterin aus einer Kneipe aus dem Niederdörfli fragt, ob sie noch jemanden mit dem Taxi schicken könnten? Er würde sich merkwürdig verhalten und gebe an, keine Bleibe zu haben. Eigentlich schliesst die Notschlafstelle um halb 1, bei Vorankündigung kann auch noch später aufgenommen werden. Wenig darauf kommt ein junger Mann schwankend die Treppe hoch: blonde Haare, etwa Mitte zwanzig, sehr dünn, fahrig, unkoordinierte Bewegungen, zwei Plastiksäcke mit Lebensmitteln, David sein Name. In knappen Momenten scheint er wie aufzutauchen, spricht klar und sehr höflich, versteht ein Frage, doch dann ist er wieder geistig weggetreten. «Sieht nach dem Gebrauch von Benzo-Tabletten aus, die er schnupft», diagnostiziert Janine. Benzodiazepine seien weit verbreitet und würden oft zusammen mit anderen Drogen eingenommen. Ein Mischkonsum, der selten aufgeht, auch in dieser Nacht nicht, wie sich später zeigen wird.

1:00 Uhr: Schlussbesprechung im Team. Die Aufteilung der Stockwerke ist erledigt, es ist ruhig im Haus, und selbst auf der Rosengartenstrasse hat sich der Verkehr beruhigt. Ganz zum Erliegen kommt er nie.

2:30 Uhr. David leidet in seinem Zimmer unter Verfolgungswahn und wird laut. Janine schaut nach ihm und kann ihn beruhigen. Am frühen Morgen geistert er unter erneuten Halluzinationen durchs Treppenhaus und muss schliesslich seine Sachen packen. Die Nacht ist für ihn um 5:30 Uhr zu Ende.

Nach den üblichen Störungen in der Nacht, einer beschwert sich über seine zu lauten Zimmergenossen, Davids Trip und der nächtlichen Frage nach einer Kopfschmerztablette, ist um 7 Uhr die Nacht vorbei. In der Gemeinschaftsküche wird den Klienten ein einfaches Frühstück angeboten. Nur wenige Männer kommen, bei den Frauen gibt es separat Frühstück. Höflich fragen sie nach Brot, nehmen sich eine Tasse Kaffee oder machen sich eine Schale Cornflakes. Die Sonne scheint unwirklich auf die ausdruckslosen Gesichter. Katerstimmung. Nach dem Frühstück bleibt die Notschlafstelle bis zum Abend geschlossen.

Ich gehe müde zur Bushaltestelle und fahre nach Hause. Es sind nur wenige Stationen, und doch steige ich in einer anderen Welt aus. Wieder mein eigenes Dach über dem Kopf, dauert es noch eine Weile, bis ich den Geruch aus der Nase bekomme.



Sunil Mann

DER NAMENLOSE ENKEL

Kriminalgeschichte

DER NAMENLOSE ENKEL

Ich hatte eben meine Jacke übergestreift und war im Begriff, die Wohnung zu verlassen, als mich der Anruf erreichte.

«Vijay Kumar?»

Die Stimme einer betagten Frau an meinem Ohr, dünn und brüchig, aber dennoch erstaunlich entschlossen. Es sei immens wichtig, kam sie ohne Umschweife auf den Punkt, die Angelegenheit dulde keinen Aufschub. Und ja, selbstverständlich wolle sie mich jetzt gleich sehen, sonst hätte sie mich kaum um diese Zeit angerufen. Einem solch logischen Argument konnte ich nichts entgegensetzen. Die Dame schien davon auszugehen, dass ich nichts Besseres zu tun hatte, als ihr ausserhalb der regulären Bürozeiten einen Besuch abzustatten. Womit sie nicht ganz falsch lag. Erfahrungsgemäss wäre aus dem einen geplanten Feierabenddrink ohnehin ein zweiter und ein dritter geworden, und irgendwann spätnachts wäre ich wahrscheinlich alleine nach Hause getorkelt. Und falls nicht, dann in garantiert zweifelhafter Begleitung. Um dann den folgenden Tag rauschbedingt mindestens zur Hälfte zu verschlafen. Ein kleiner Auftrag würde mein Komatrinken wenn schon nicht verhindern, so doch wenigstens um ein, zwei Stunden aufschieben. Dachte ich. Zudem konnte meiner notorisch prekären Finanzlage eine kleine Zuwendung nicht schaden. Man ist ja als Privatdetektiv nicht unbedingt auf Rosen gebettet.

Ich solle mich beeilen, sagte die Frau am Telefon, und in ihrer Stimme lag etwas Dringliches. Da sie mir unter keinen Umständen verraten wollte, worum es ging, versprach ich ihr, mich sofort auf den Weg zu machen. Aber nicht bevor ich mir vier Fingerbreit Amrut, meines indischen Lieblingswhiskys, eingeschenkt und das Glas in einem Zug geleert hatte. Ein bisschen Aufmunterung hatte bei der Arbeit noch nie geschadet.

Als ich aus dem schäbigen Wohnhaus an der Dienerstrasse trat, worin sich meine Wohnung befand, kam das Nachtleben an der Langstrasse allmählich in die Gänge. Ein lauer Freitagabend im Frühsommer. Die Sonne war längst hinter den vier Hardau-Hochhäusern im Westen versunken, einzig ihr verblässer Schein liess ein einsames Wolkenband über Höngg zartrosa aufleuchten, während sich hier unten die Dämmerung in die Strassen der Stadt schlich. Neonfarbene Schriftzüge blinkten, die ersten BMWs mit Aargauer Nummern zirkelten im Schritttempo durch die Gegend. In wenigen Stunden würde sich wie jedes Wochenende ein endloser Strom Ausgehwtüiger durchs Quartier ergiessen und es für die Dauer einer Nacht zum Ballermann der Schweiz verwandeln. Die Barbetreiber rieben sich die Hände und die Prostituierten anderes, für beide Erwerbszweige war diese Entwicklung mehr als lukrativ. Manche Anwohner hingegen empfanden den wöchentlichen Ausnahmezustand als Hölle, und es gab nicht wenige Neuzuzüger, die zwar unbedingt am Puls der Stadt wohnen wollten, jedoch unverzüglich mit Lärmklagen reagierten, wenn sie ihn dann tatsächlich pochen hörten.

Für einmal erinnerte ich mich auf Anhieb, wo ich meinen hellblauen Käfer geparkt hatte. Ich setzte mich in den Wagen, zündete mir eine Zigarette an und drehte die Musik auf. Muse, wieso auch nicht. Ich vermied den üblichen Stau an der Langstrasse und bog stattdessen in die Kanongasse ein, liess den Helvetiaplatz hinter mir und steuerte Richtung Wiedikon.

Gertrud, Berta, Marta, Ida, Hilda, Agnes, Elsa – die Strassennamen dieses Quartiers klangen allesamt nach der Zahnbürstenbeschriftung in einer Seniorenresidenz. Luise Isenschmid wohnte allerdings am Thomasweg in einem mehrstöckigen Haus älteren Datums mit rissiger Fassade und staubigen Fenstern. Ich klingelte und nachdem der Türöffner beinahe gleichzeitig gesummt hatte, stieg ich durch ein spärlich erleuchtetes Treppenhaus in den dritten Stock. Frau Isenschmid schien mich geradezu fiebrig zu erwarten.

Der betörende Duft frisch gebackenen Zwetschgenkuchens schlug mir entgegen, als sie mir öffnete und vermochte es doch nicht ganz, den muffigen Geruch in der Wohnung zu übertünchen.

«Das hat aber gedauert!», begrüßte sie mich vorwurfsvoll.

Ich verzichtete auf eine Entschuldigung und warf stattdessen einen verstohlenen Blick auf die Standuhr in der Diele. 24 Minuten waren seit ihrem Anruf vergangen. Ich war schneller als jeder Pizzaservice.

Ein guter Werbespruch; ich nahm mir vor, ihn mir zu merken.

Luise Isenschmids Erscheinung passte exakt zu ihrer Stimme. Sie wirkte klein und zerbrechlich und als sie mich nun mit zielstrebigem Schritten ins Wohnzimmer führte, ging sie leicht vorgebeugt, als trüge sie eine unsichtbare Last auf ihren Schultern. Ihr ergrautes Haar hatte sie streng zurückgebunden, und in ihren Gesichtszügen war eine deutliche Entschlossenheit auszumachen.

Der Raum hatte auf den ersten Blick etwas Höhlenartiges. Die gehäkeltten Vorhänge vor den Fensterscheiben waren vergilbt, es roch schwach nach Mottenkugeln und kaltem Pfefferminztee.

«Setzen Sie sich doch!» Frau Isenschmid wies mir einen der beiden zerknautschten Sessel zu, die zu beiden Seiten eines Salontisches aus Rauchglas standen, und liess mich mit einer gemurmelten Entschuldigung allein zurück.

Ich sah mich um und das beengende Gefühl, das mich beim Betreten des Zimmers erfasst hatte, verstärkte sich. Dicke Teppiche bedeckten beinahe flächendeckend den abgeschabten Parkettboden, ein dunkler Esstisch mit vier ebenfalls dunklen gedrechselten Stühlen stand am Fenster, an der Wand ein massiver Schrank mit düsterer Bauernmalerei verziert, gegenüber eine schwere Kommode, von der aus Ahnen in schwarz-weiss grimmig aus goldenen Bilderrahmen starrten. Eine tief hängende Lampe mit Stoffschirm spendete schummriges Licht, und von der Diele her war das monotone Ticken der Standuhr zu vernehmen. Die Einrichtung vermittelte den Eindruck, als wäre die Zeit in diesem Zimmer, in dieser Wohnung womöglich, vor Jahrzehnten schon stehen geblieben.

«Ich hoffe, Sie mögen Kuchen», sagte Frau Isenschmid, als sie mit zwei Tellern zurückkehrte, auf denen je ein Stück Zwetschkuchen lag. Obschon sie klang, als wäre es ihr komplett egal, wenn dem nicht so wäre, bejahte ich. Nachdem sie die Teller auf dem Salontisch platziert hatte, verschwand sie erneut und machte sich, den geschäftigen Geräuschen nach, erneut in der Küche zu schaffen. Gleich darauf tauchte sie mit einem Tablett auf, auf dem sie eine Kaffeekanne, zwei Tassen, ein Krüglein und einen Zuckerstreuer balancierte. Ich sprang hoch, um ihr die Last abzunehmen, doch sie schüttelte abwehrend den Kopf.

«Das werde ich wohl noch selber schaffen», betonte sie und nachdem sie alles umständlich auf dem Salontisch abgeladen hatte, schob sie das Krüglein mit einem auffordernden Blick in meine Richtung.

Der Schlagrahm darin roch säuerlich, am Rand des Gefäßes klebte eine gelbliche Kruste. Ich lehnte dankend ab und legte mir als Begründung die Hand auf den Bauch, doch sie insistierte und schöpfte eigenhändig einen Klacks Sahne auf meinen Kuchen.

«Dann schmeckt er erst richtig lecker», meinte sie bestimmt und sah mich erwartungsvoll an.

Der saure Geruch stieg mir augenblicklich in die Nase und zwang mich, mich in meinem Sessel zurückzulehnen. Sowieso war ich nicht wegen des Kaffees und Kuchens hergekommen, auch wenn ich mir vorstellen konnte, dass ältere Leute wie Frau Isenschmid wohl selten Besuch bekamen. Aber falls sie mich bloss zu ihrer Zerstreung herbestellt hatte, dann war ich definitiv die falsche Wahl.

«Frau Isenschmid...», hob ich an, doch sie brachte mich mit einer harschen Handbewegung zum Verstummen.

«Ich bin nicht vereinsamt, Herr Kumar, wenn Sie das befürchtet haben. Deswegen sind Sie ganz sicher nicht hier. Zudem kann ich mir angenehmere und vor allem kostengünstigere Gesellschaft als einen nach Whisky und Zigaretten riechenden Privatdetektiv vorstellen.»

Das hatte gegessen.

«Weshalb beanspruchen Sie dann meine Dienste? Und erst noch zu so später Stunde?»

«Gleich.» Mit zitteriger Hand schenkte sie uns Kaffee ein, rührte einen Löffel Zucker in ihre Tasse und nahm dann einen vorsichtigen Schluck. «Milch habe ich leider keine, die ist sauer geworden. Aber sicher mögen Sie etwas Sahne in Ihrem Kaffee.»

Ich hielt die Klappe und wartete ab.

Endlich setzte sie die Tasse auf den Unterteller zurück, holte tief Luft und sah mich an. «Also. Ich möchte, dass Sie meinen Enkel aufspüren.»

«Ihren Enkel? Haben Sie denn keine Telefonnummer...?»

«Hätte ich Sie sonst herbestellt?»

Ich stöhnte verhalten. «Nennen Sie mir seinen Namen, und ich schaue das kurz für Sie nach. Eine Sache von Sekunden in der heutigen Zeit.»

Sie schüttelte störrisch den Kopf. «So einfach ist das nicht. Wenn er irgendwo im Internet registriert wäre, hätte ich ihn doch längst selbst ausfindig gemacht!»

«Aber über den Namen müsste man ihn doch...»

«Das ist das Problem», unterbrach sie mich, und mit einem Mal

wirkte sie kleinlaut.

«Was denn genau?»

«Ich kann mich nicht daran erinnern», seufzte sie. «Zeitweise habe ich diese Erinnerungslücken ... Das Alter, wissen Sie. Aus irgendeinem Grund ist mir sein Name entfallen.»

«Gibt es denn keine anderen Verwandten, die Ihnen helfen könnten?»

«Zu meiner Tochter habe ich schon seit Jahren keinen Kontakt mehr. Unter gar keinen Umständen will ich sie anrufen, sie ist mir nicht gerade ... gut gesinnt.»

«Und wenn ich das für Sie tun würde?»

«Um Gottes Willen! Unterlassen Sie es gefälligst, Sara zu kontaktieren! Sie würde den Braten sofort riechen, so ist die! Sie würde annehmen, dass ich nicht mehr richtig ticke.» Sie tippte sich an die Schläfe. «Und das möchte ich um jeden Preis vermeiden.»

«Gibt es denn jemanden in ihrer Familie, mit dem Sie sich besser verstehen?»

«Nein, da sind nur meine Tochter, ich und eben ihr Sohn.»

Ich fragte mich, was die Alte im Schilde führte. Denn besonders plausibel kam mir ihre Geschichte nicht vor. Irgendetwas war da faul. Aber mir sollte es egal sein, ein Auftrag war ein Auftrag, und ich konnte es mir nicht leisten, auch nur einen davon abzulehnen. Nicht einmal, wenn die Auftraggeberin offensichtlich durchgeknallt war.

«Erinnern Sie sich wenigstens, wie er aussieht?»

«Mein Enkel?»

Nein, Tom Jones, lag mir die flapsige Antwort bereits auf der Zunge, doch ich riss mich zusammen. «Genau.»

«Ja, natürlich», machte sie empört. «Ich bin ja nicht meschugge.»

Da war ich mir nicht so sicher. «Beschreiben Sie ihn mir.»

«Er ist immer sehr zuvorkommend, aufmerksam, anständig. Ein guter Junge. Mein Lieblingsenkel.»

Und gleichzeitig der einzige. Ich versuchte, die Augen nicht zu verdrehen. «Gibt es etwas Spezifischeres, das Sie mir über ihn verraten können? Etwas, das mir bei der Suche tatsächlich weiterhelfen würde? Sein Aussehen zum Beispiel, sein Alter, Wohnort, Job? Haben Sie ein Foto von ihm?»

Mein Blick streifte die Ahnengalerie auf der Kommode, doch von meinem Sessel aus konnte ich auf Anhieb keine Aufnahme ausmachen, die nach der Jahrtausendwende gemacht worden war. Seltsam, dachte

ich, dass kein Foto von dem Jungen darunter war. Wenn er doch ihr Lieblingsenkel war.

«Leider nicht, die junge Leute heutzutage haben das alles auf ihren Handys. Da kriegt man als Grossmutter kaum noch ein Bild zum Aufstellen. Aber er ist so um die fünfundzwanzig. Blondes Haar, mittelgross.»

Das schränkte meine Suche natürlich massgeblich ein. «Sonst nichts?»

Sie starrte grübelnd in ihre Kaffeetasse, hob dann aber plötzlich den Kopf. Ihre Miene hellte sich auf. «Auf der Wade hat er sich ein Tattoo stechen lassen. Ein Drache, nein, warten Sie, waren es nicht asiatische Schriftzeichen?» Angestrengt runzelte Frau Isenschmid die Stirn. «Nein, nein, da war ein Drache...»

«So was hat in der Altersklasse mittlerweile jeder Zweite!», stiess ich entnervt hervor.

Nach dem Hirschgeweih und dem ach so originellen Tribalband um den Oberarm stürmten die selbst ernannten Trendsetter neuerdings wie Lemminge die Tätowierstudios, um sich die Unterschenkel verschandeln zu lassen. Wahrscheinlich war ich mit knapp vierzig bereits zu alt, um nachvollziehen zu können, weshalb man für einen kurzlebigen Trend seinen Körper permanent brandmarkte und damit Gefahr lief, bereits im folgenden Jahr zum Gespött der nächsten Generation von In-People zu werden.

«Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?»

«Vorgestern Abend war das», erwiderte Frau Isenschmid prompt. «Da hat er mich besucht.»

Ich stutzte, liess es aber dabei bewenden. «Was trug er?»

«Knielange dunkle Hosen, ein rot kariertes Hemd und brandneu aussehende weisse Turnschuhe. Darauf war ein Schriftzug zu lesen, Benzin oder so.»

«Diesel?»

Zustimmend streckte sie mir den Zeigefinger entgegen. «Das war es!»

Nur half mir das auch nicht wirklich weiter. «Ich fasse zusammen: Mittelgross, blond und ein Drachentattoo auf dem Unterschenkel.»

«Das kommt hin.»

«Haben Sie eine Ahnung, wo er sich herumtreibt?»

«Woher soll ich das wissen?»

«Wohnt er überhaupt in Zürich?»

«Ich denke schon...»

«Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass mit diesen vagen Angaben die Chancen verschwindend klein sind, dass ich Ihren Enkel ausfindig mache?»

«Laut Ihrer Webseite sind Sie ein renommierter Detektiv.»

«Aber kein Zauberkünstler.»

«Beweisen Sie mir, wie gut Sie sind, und finden Sie meinen Enkel. Dann leg ich zum Honorar noch einen Extrabatzen obendrauf.»

Ich nippte zum ersten Mal an meinem Kaffee, zuckte entsetzt zusammen und stellte ihn gleich wieder hin. «Nur, wenn Sie mir verraten, weshalb Sie ihn so dringend suchen.»

Sie zögerte kurz. «Ich möchte ihn als Alleinerben in mein Testament setzen, das schulde ich ihm. Und ihn ein letztes Mal umarmen.»

Der wird sich freuen, dachte ich bei mir, wenn ihm eines Tages der ganze verstaubte Ramsch vor die Türe gestellt wird. «Umarmen? Wieso gerade jetzt? Heute Nacht? Wenn der doch eben erst bei Ihnen zu Besuch gewesen ist?»

Sie schluckte und wandte den Blick ab. «Ich habe heute den Befund bekommen. Mir bleibt nicht viel Zeit...» Sie sah auf, und in ihrer Miene lag ein flehender Ausdruck. «Bitte, Herr Kumar, finden Sie ihn, bevor es zu spät ist. Tun Sie mir den Gefallen.»

Betreten versicherte ich ihr, dass ich mein Möglichstes tun werde und verabschiedete mich.

«Sie haben ja Ihren Kuchen gar nicht gegessen!», rief mir Frau Isenschmid hinterher, kaum hatte ich das Zimmer verlassen.

«Manchmal muss man im Leben Prioritäten setzen», antwortete ich hastig und flüchtete ins Treppenhaus.

Verärgert kehrte ich zu meinem Käfer zurück. Meinen Feierabenddrink konnte ich vergessen. Die Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen würde mich wesentlich mehr Zeit kosten, als ich mir vorgestellt hatte. Wenn ich sie denn überhaupt finden würde.

Ausser ich nahm eine Abkürzung.

Ich starrte einen Augenblick lang auf meine Schuhspitzen, dann hatte ich jeglichen Skrupel verdrängt. Ich griff zu meinem Handy und hatte Adresse und Telefonnummer von Sara Isenschmid im Handumdrehen rausgefunden. Ein Mietshaus in Altstetten, nicht gerade die beste Adresse. Ich rief sie auf dem Festnetz an, da jedoch keiner ranging, entschloss ich mich zu einer kleinen Ausfahrt.

Nach dreimaligem Klingeln riss endlich jemand die Tür auf. Ein

teigiger Junge stand vor mir und lugte mich misstrauisch an.

«Ist Sara zu Hause?»

«Nein.»

«Und du bist?»

«Nicht Sara.»

«Sehr witzig», fuhr ich den Burschen an, dem das dunkle Haar fettig in die Stirn hing. Der Geruch, den er verströmte, erinnerte mich an Frau Isenschmids saure Sahne. Ein ausgiebiges Bad hätte ihm wohl nicht geschadet.

«Simon, wenn du es unbedingt wissen willst.»

«Saras Sohn?»

«Man kann sich seine Eltern nicht aussuchen.»

«Hat sie noch weitere Söhne?»

«Dazu dauern ihre Beziehungen nie lange genug.»

Ich rief Luise Isenschmid über die Freisprechanlage an, während ich am Letzigrundstadion vorbeibraute. «Halten Sie mich für bescheuert? Nie und nimmer ist Ihr Enkel ein blonder Skatertyp.»

Ein paar Sekunden lang herrschte am anderen Ende der Verbindung Stille. «Ich habe Sie doch darum gebeten, meine Familie in Ruhe zu lassen.»

«Was bezwecken Sie dann mit diesem Märchen vom namenlosen Enkel? Wieso sagen Sie mir nicht einfach die Wahrheit?»

«Weil Sie das nichts angeht, ganz einfach. Finden Sie den Burschen, den ich Ihnen beschrieben habe! Das ist Ihr Auftrag! Dafür bezahle ich Sie.»

«Wie Sie meinen. Aber das ganze Lügenkonstrukt hätten Sie sich sparen können.»

«Mir gefiel die Idee.»

«Was haben Sie vor?»

«Das ist meine Sache.»

Verärgert steckte ich mir eine Zigi zwischen die Lippen und kramte in meiner Hosentasche nach dem Feuerzeug. Als ich es hervorzog, blieb mein Blick am aufgedruckten Schriftzug hängen. «Hat Ihr angeblicher Enkel geraucht?»

«Ja», bestätigte Frau Isenschmid verwundert. «Spielt das eine Rolle?»

«Würde ich sonst fragen?»

Sie schnaubte.

«Haben Sie zufälligerweise auf das Feuerzeug geachtet? War da ein

Logo drauf zu sehen?»

«Ich bin mir nicht sicher. Auf jeden Fall war es grün mit einem orangen Symbol in der Mitte. Ziemlich verschnörkelt. Ein Om vielleicht, es hat mich an meine Indienreise damals erinnert.»

«Ein Om? Wie es manche Yogastudios verwenden?»

«Yoga?»

«Vergessen Sie's. Kein Text?»

«So genau habe ich mir das Ding auch nicht angesehen.»

Ich beendete den Anruf. Immerhin ein winziger Anhaltspunkt, auch wenn ich mir nicht allzu viel davon versprach. Ich bezweifelte allerdings, dass irgendeine Yogaschule in dieser Stadt Feuerzeuge an die Kundschaft abgab. Das wäre ähnlich unpassend, wie wenn ein veganer Restaurantbetreiber seinen Gästen bei der Verabschiedung Schweinswürstchen aufdrängen würde.

Ich beschloss, die Langstrasse rauf- und runterzufahren, vielleicht kam mir ja der Zufall bei meiner ziemlich sinnlosen Suche zuhelfe. Ich reihte mich in die Autokolonne ein und ruckelte im Zeitlupentempo Richtung Limmatplatz. Einmal mehr wurde mir bewusst, wie schnell sich dieses Quartier veränderte. Mittlerweile waren etliche heruntergekommene Wohnhäuser saniert und die Appartements zu einem Mehrfachen des ursprünglichen Mietpreises an den Mann und die Frau gebracht worden. Das veränderte längerfristig den Charakter des Quartiers – ob zum Besseren oder Schlechteren muss sich erst noch zeigen. Auf der anderen Seite hatten etliche der üblen und meist schlecht besuchten Kaschemmen und Beizen modernen Gastrokonzepten weichen müssen, was den viel zu selten zum Zug kommenden Feinschmecker in mir zwar freute, den Kassier aber zur Verzweiflung trieb.

Ich steuerte gerade am «Cinque» vorbei, einem Edelitaliener, als mir der Schuh auffiel. Gelb und riesig hing er vor der Hauswand, der vordere Teil war aufgerissen wie das Maul eines Krokodils und offenbarte zwei Reihen blitzend weisser Zähne. Über der Markise, auf grünem Grund prangte der Name des Geschäfts: Peter & Vreni. Schuhmode. Sofort trat ich auf die Bremse, und hinter mir brach ein empörtes Hupkonzert los. Rasch bog ich in die Josefstrasse ab und liess den Käfer vor dem Denner stehen. Es war das «&», das Et-Zeichen, das mich hatte stutzen lassen. So verschnörkelt wie es hier dargestellt wurde, konnte man es problemlos mit einem Om-Symbol verwechseln. Vor allem, wenn man von Yoga keine Ahnung hatte. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass einem die Verkäuferinnen bei jedem Kauf ein

Feuerzeug mit dem Logo des Schuhladens in die Hand drückten. Als bestünde ein direkter Zusammenhang zwischen Fussbekleidung und Nikotinsucht.

Mittlerweile war es bereits halb 11 Uhr, doch der Laden war immer noch hell erleuchtet, durch die Schaufenster konnte ich noch Kundenschaft erkennen.

«Ladies' Night», verriet mir ein Anschlag am Eingang, aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Einige Damen zuckten erwartungsgemäss bei meinem Anblick zusammen, als wäre ich splinternackt in die Frauenbadi am Stadthausquai eingedrungen, ein paar sahen alarmiert von den Schuhen auf, die sie gerade anprobierten, um dann vorwurfsvoll zu den Verkäuferinnen zu schielen. Ich hatte eindeutig feindliches Gebiet betreten. So ähnlich musste es dieser Frau ergangen sein, die erst kürzlich zwei Fussballspiele kommentiert hatte und für Entsetzen und vor allem viel Häme bei den männlichen Zuschauern gesorgt hatte. Für manche Leute waren sie heilig, diese streng nach Geschlechtern getrennten Bereiche und Anlässe, an denen Frauen und Männer jeweils unter sich blieben, vermutlich, um sich endlich so geben zu können, wie sie wirklich waren. Wozu das gut sein sollte, war mir schleierhaft. Vielmehr drängte sich mir die Frage auf, wie sie sich denn sonst verhielten. Im Alltag, mit Freunden, zu Hause. Ob sie sich vor dem anderen Geschlecht derart verstellen mussten, dass solche Refugien nötig waren. Doch mir blieb keine Zeit, diesen Gedankengang weiterzuverfolgen; denn schon strebte eine Verkäuferin mit grimmiger Miene auf mich zu.

«Dieser Anlass...», setzte sie an.

«... ist nur für Frauen, schon klar», beendete ich ihren Satz. «Ich habe aber eine dringende Frage.»

Unschlüssig hielt sie inne, bedeutete mir dann aber, mein Anliegen vorzubringen. In kurzen Worten beschrieb ich ihr den «Enkel» und vergass auch nicht, die neuen Diesel-Treter zu erwähnen.

«Wann war er hier?», wollte sie wissen.

«Erst vor ein paar Tagen, nehme ich an.»

Die junge Frau legte den Kopf schief und schien nachzudenken. «Ich weiss nicht...»

«Es ist wichtig. Seine Oma liegt im Sterben und möchte ihn unbedingt noch einmal sehen.» Ein bisschen Melodramatik brachte mich vielleicht eher ans Ziel.

«Ich könnte natürlich nachschauen, wann wir in letzter Zeit Diesel-

Sneakers verkauft haben ...»

«Bitte, das würde mir enorm helfen.» Ich setzte meinen Hundeblick auf, und sie lächelte erst, dann fiel ihr wohl ein, was um uns herum gerade abging. Ich war immer noch der Feind.

«Warten Sie hier», meinte sie merklich kühler und verschwand in einem Raum hinter dem Verkaufstresen.

8 Minuten später wendete ich meinen Käfer und spurte wieder in die Langstrasse ein. Monique hatte vorgestern Nachmittag ein Paar Diesel Exposure Sneakers der Grösse 43 verkauft. Also nur kurz, bevor Luise Isenschmid den Mann angeblich getroffen hatte. Wem, das wusste die Verkäuferin leider nicht, da sie den Kunden nicht selbst bedient und er bar bezahlt hatte, aber die Kollegin hatte erst vor einer halben Stunde ihren Dienst quittiert und wollte sich mit ein paar Kolleginnen auf einen Drink treffen. Die Spur war zwar immer noch sehr vage, doch immerhin hatte ich nun etwas in der Hand.

Monique hatte nichts anbrennen lassen. Nach Arbeitsschluss war sie direkt in die «Stubä» gesteuert, ein alternativ-trendiges Lokal an der nahe gelegenen Brauerstrasse, und als ich sie jetzt anhand der Beschreibung an einem Tischchen vor dem Restaurant ausmachte, waren ihre Augen bereits glasig, die Wangen verdächtig gerötet. Sie war von einer Schar junger Frauen umringt, vor sich hatte sie ein leeres Glas mit Röhrchen stehen. Entsprechend dauerte es einen Moment, bis ich mich durch das fröhliche Geschnatter hindurch bemerkbar machen konnte.

«Ich muss mit dir reden», kam ich direkt auf mein Anliegen zu sprechen, nachdem ich endlich ihre Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatte.

Ihre Freundinnen stiessen ein anzügliches Geheul aus.

«Und mit wem habe ich das Vergnügen?», gurrte Monique lasziv.

Ich stellte mich artig vor.

«Ein Privatdetektiv, hm? Was suchst du denn so dringend, dass du glaubst, es bei mir zu finden?»

Ich hatte keine Lust auf Geplänkel, deswegen schlug ich vor, ihr einen Drink an der Bar zu holen, wenn sie mich dafür begleitete. Nach kurzem Zögern willigte sie ein, und ihre Freundinnen riefen uns gackernd wenig Jugendfreies hinterher.

«Ich erinnere mich an ihn», bestätigte Monique zu meiner Erleichterung, als wir an der Bar anstanden. Sie schwankte bereits bedenklich und hielt sich an meinem Arm fest. «Hübscher Kerl mit einem Bubengesicht, wenn du weisst, was ich meine.»

«So ungefähr.»

«Einer, der einem glauben machen will, dass er kein Wässerchen trüben kann. Ich kenne den Typ Mann. Leider nur zu gut.»

Für privaten Jammer fehlte mir gerade Zeit, Geduld und Interesse. «Was ist dir sonst noch aufgefallen?», lenkte ich Monique deshalb auf unser Gespräch zurück.

Sie zog eine enttäuschte Schnute. «Das Drachentattoo, natürlich. Und er trug eine prallvolle Plastiktasche von Fidelio in der Hand. Aber etwas anderes war wirklich seltsam. Er hat bar bezahlt...»

«Das weiss ich doch längst. Was soll daran seltsam sein?»

«Er trug das Geld in seiner Hosentasche. Eine ganze Rolle, so wie man das in amerikanischen Filmen sieht. Er hat zwei Hunderter abgezählt, aber die Rolle war echt dick. Das müssen etliche Tausend Franken gewesen sein, echt!»

Natürlich hatte der Kleiderladen «Fidelio» in unmittelbarer Nähe des Kaufleuten Klubs längst geschlossen – so viel Glück wie beim Schuhladen hatte ich nicht zweimal in derselben Nacht. Aber es gab immer einen Weg, wenn man nur wollte. Denn selbst wenn sich Zürich gern als internationale Metropole brüstete – was es für Schweizer Verhältnisse durchaus so war –, in dem Umfeld, in dem ich mich bewegte, war es ein Dorf. Ein grosses zwar, aber ein Dorf. Und so funktionierte es auch. Nach einigen wenigen Telefonanrufen bei Leuten, die andere Leute kannten, die wiederum mit jemandem bekannt waren, hatte ich in Erfahrung gebracht, wo der «Fidelio»-Verkäufer wohnte, der vorgestern Nachmittag im Laden war.

«Du stehst nicht auf der Liste», meinte Valerio und taxierte mich kritisch. Er hatte die Tür seines Appartements nur spaltbreit geöffnet, das Licht im Hintergrund war schummrig, und laute Technomusik dröhnte. Stimmen waren zu hören, offensichtlich war er nicht allein.

«Welche Liste? Ich möchte nur eine Auskunft.»

«Ach.» Valerio verzog die Mundwinkel, trat dann aber nach kurzem Zögern in den Korridor hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Jetzt erst sah ich, dass er unter seinem flauschigen Morgenrock kaum etwas trug. Das Wenige, das er anhatte, schien aus Latex zu bestehen und schmiegte sich alles andere als vorteilhaft an seinen schwammigen Körper. Ich liess mir nichts anmerken und beschrieb ihm den Burschen; doch ehe ich geendet hatte, wusste er, wen ich meinte.

«Der Blonde? Drachentattoo? Der wollte dieses Hemd, das wir leider nicht an Lager hatten. Er hat mir aber seine Nummer hinterlassen, damit ich ihn anrufen kann, sobald es geliefert wird.» Er verschwand

in der Wohnung.

Ein Klatschen, wie wenn ein Steak weichgeklopft würde, drang zu mir heraus, und irgendjemand stöhnte laut. Valerio tauchte gleich wieder auf und streckte mir einen von Hand bekritzeltten Zettel mit einem Namen und einer Telefonnummer entgegen. Ich bedankte mich, während von drinnen ein grelles Quietschen zu hören war. Es klang, als würde ein Meerschweinchen gefoltert.

«Falls du Lust hast ...» Valerio öffnete die Tür ein paar Zentimeter weiter, doch was ich dahinter erkennen konnte, reichte aus, um die Einladung höflich, aber bestimmt, abzulehnen.

«Und Sie haben keine Adresse erhalten?» Frau Isenschmid starrte enttäuscht auf den Zettel.

«Nein. Und die rauszufinden, dürfte beinahe unmöglich sein. Nicht mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen.» Meine Neugier hatte mich dazu getrieben, ihr die Nummer persönlich zu überbringen. Ich wollte endlich wissen, was die Alte plante.

«Dann bleibt mir nur eine Möglichkeit.» Entschlossen liess sie die Hand sinken und holte ihre Geldbörse, die auf einer Ablage in der Diele lag. «Was schulde ich Ihnen?»

«Ich kann Sie fahren.»

Sie zögerte, gab sich dann aber einen Ruck. «Kann ich auf Ihre absolute Verschwiegenheit zählen?»

«Grosses Detektivehrenwort.»

Sie musterte mich prüfend, dann verlangte sie nach meinem Mobiltelefon, spannte ein Stofftaschentuch über den unteren Teil des Geräts und tippte die Nummer ein. Angespannt wartete sie, bis jemand rang. Endlich meldete sich eine Männerstimme, ich konnte sie deutlich hören.

«Philipp, bist du das?»

«Ja ...»

«Hier ist dein Grosi. Ich habe den letzten Zug verpasst, und jetzt stehe ich hier am Hauptbahnhof ohne Geld, und das Bankkärtchen habe ich auch nicht dabei. Könntest du mir etwas Geld fürs Taxi leihen? Ich kann es bei dir abholen.»

«Was machst du für Sachen! Ich habe gedacht, du seist auf Lanza-rote.»

«Ich musste früher zurückkommen, weil ich mir den Fuss beim Wandern verknackst habe.»

«Ich höre dich so schlecht ...»

Frau Isenschmid wiederholte ihre Aussage.

«Ojemine. Das klingt nicht gut. Jetzt ist aber nicht so günstig...»

«Bitte, es dauert nicht lange. Ich bin auch gleich wieder weg.»

Es war kurz nach Mitternacht, als wir an der Müllerstrasse anhielten. Der Mond leuchtete golden über dem Quartier, und vor den Barscharten sich Menschentrauben.

«Warten Sie hier», wies mich Frau Isenschmid an und machte sich an ihrer Handtasche zu schaffen.

«Auf gar keinen Fall. Ich komme mit.»

«Aber dann halten Sie sich im Hintergrund. Das Reden überlassen Sie mir.»

Die Alte hatte echt zu viele Kriminalfilme gesehen.

3 Minuten später standen wir vor einer Wohnungstür im vierten Stock, und die Isenschmid drückte beherzt auf die Klingel. Dann griff sie in ihre Handtasche und förderte einen schwarz glänzenden Revolver zutage. «Hat mir mein Mann hinterlassen», erklärte sie, als sie meine entsetzt aufgerissenen Augen bemerkte.

Dann ging alles sehr schnell. Kaum hatte Philipp geöffnet, stiess sie ihm den Lauf der Waffe gegen die Brust und drängte ihn in das Appartement zurück.

«Wo ist das Geld?», schnarrte sie, doch Philipp grinste nach der ersten Überraschung bloss frech.

«Wo ist mein Geld?», wiederholte Frau Isenschmid, und als er immer noch keine Anstalten machte, sich von der Stelle zu rühren, zielte sie auf die Weinflasche, die weiter hinten auf einem Tisch zu erkennen war und drückte ab. Glas splitterte, und der Knall zerriss mir beinahe das Trommelfell.

«Gib mir mein Geld zurück!», fauchte sie bedrohlich, und jetzt endlich kam Bewegung in den Burschen, dem jegliche Farbe aus dem Gesicht gewichen war.

Er ging rückwärts ins Wohnzimmer, wo sich der Wein über den Tisch ergoss und auf den mit Scherben übersäten Boden tropfte. Die Kugel hatte sich in die Wand dahinter gebohrt, ein kleiner Krater im Verputz. Wortlos nahm Philipp eine vollgestopft aussehende Tasche von einem Stuhl und reichte sie Frau Isenschmid.

«Und jetzt die Namen», forderte sie nach einer kurzen Kontrolle des Inhalts. «Wer sonst noch?»

Philipp stammelte drei weitere Frauennamen, und die Isenschmid bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick, bevor sie aus der Woh-

nung marschierte.

«Ich habe wirklich gedacht, er sei mein Enkel. Er klang wie Simon am Telefon, als er mich nach Geld für eine Wagenreparatur fragte. Erst als er dann in der Wohnung vor mir stand, erkannte ich meinen Irrtum, doch da war es schon zu spät. Er entriss mir die Handtasche mit dem Geld und flüchtete.»

«Deswegen wollten Sie nicht, dass ich Ihre Familie kontaktiere.»

«Es war mir peinlich, dass ich so doof gewesen war.»

«Haben Sie die Polizei...?»

Sie winkte mit einem resignierten Lächeln ab. «Ich dachte, es sei effizienter, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.»

«Gern geschehen.»

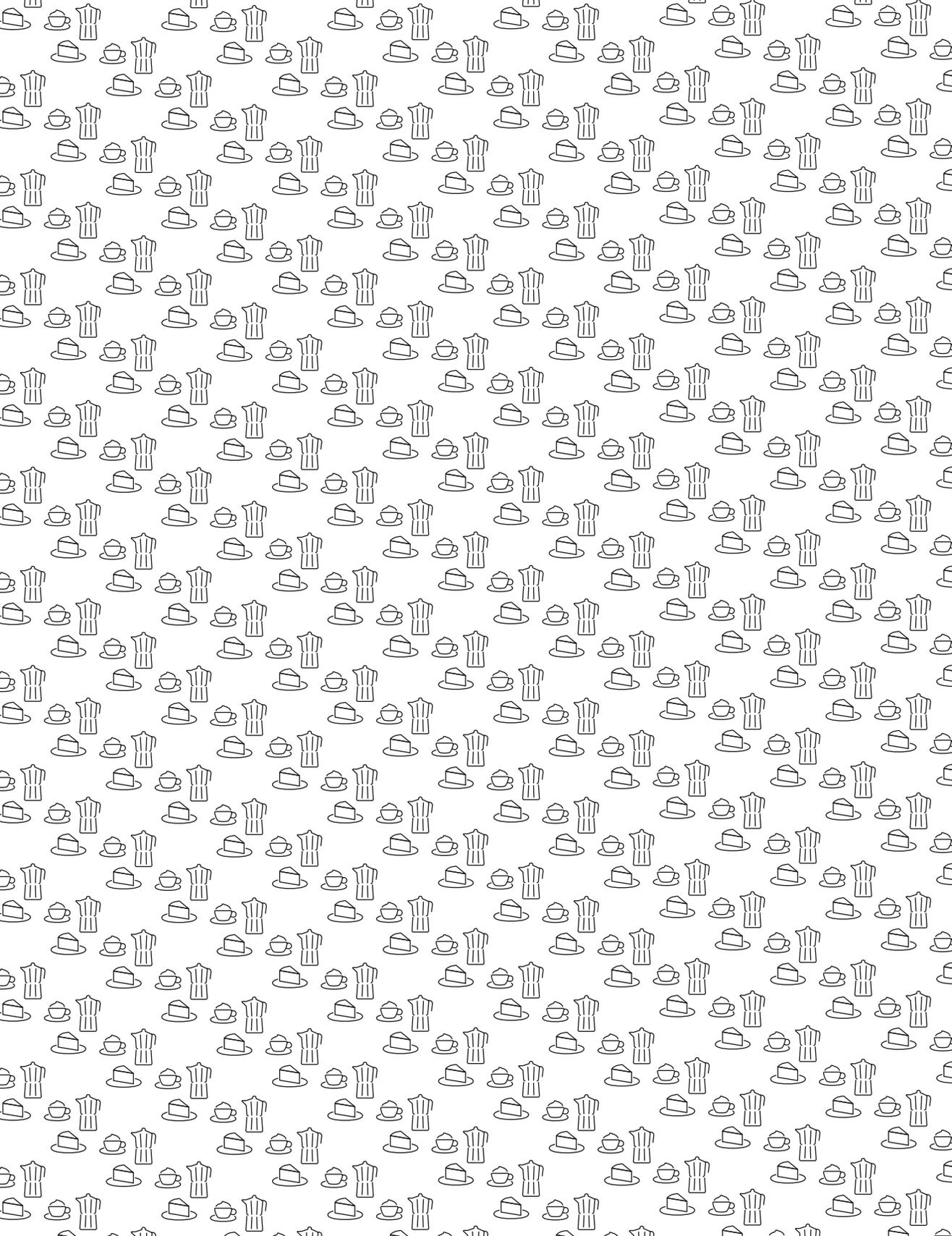
Sie lächelte. Wir haben den drei anderen Damen das Geld zurückgebracht, zumindest das, was noch übrig gewesen war.

«Und der Befund?»

«Frei erfunden. Ich bin fit wie ein Diesel-Turnschuh, wenn sie so wollen.» Seufzend sah Frau Isenschmid zu ihrer Wohnung hoch und stieg dann aus meinem Käfer.

«Sie sind ziemlich resolut für eine Dame Ihres Alters», bemerkte ich, und sie beugte sich durch die offene Wagentür zu mir herunter. «Neununddreissig Jahre beim Betriebsamt. Das hinterlässt Spuren.»

Ich grinste immer noch, als sie sich vor der Haustür noch einmal umwandte, um mir zuzuwinken. Erst da entdeckte ich die dicke Notenrolle, die auf dem Beifahrersitz lag. Ich hob sie hoch, doch Frau Isenschmid schüttelte sofort den Kopf und deutete auf mich. Ich faltete die Hände nach indischer Art vor der Brust und verneigte mich dankend, dann startete ich den Motor. Den ersten Feierabenddrink hatte ich mir redlich verdient. Und die folgenden auch.





Schlaf – eines der letzten Geheimnisse der Biologie

– Jeden Abend geschieht etwas Seltsames: Wir legen uns hin, schließen die Augen und verabschieden uns in eine eigene Welt. Dabei geben wir jede Kontrolle ab und vertrauen darauf, am nächsten Morgen wieder in der Welt aufzutauchen, die wir verlassen haben. Auch in Zürich versuchen Schlafforscher aus verschiedenen Disziplinen herauszufinden, was hinter dem Phänomen Schlaf steckt. Weitgehend tappen sie noch im Dunkeln. Ein Zwischenbericht.

Text: Susanne Wagner
Illustrationen: Lina Müller

Nach zwei Tagen ohne Schlaf bekam Randy Gardner Mühe, die Augen scharf zu stellen. Nach vier Tagen verschlechterte sich seine Stimmung massiv, sein Kurzzeitgedächtnis fiel aus, er begann zu lallen und zu halluzinieren. Nach 264 Stunden – elf Tage und elf Nächten – ergab er sich dem Schlafdruck und schlief sofort ein. Dem 17-jährigen High-School-Schüler gelang damit 1964 der Weltrekord im Wachbleiben, aber er war darauf angewiesen, dass ihn sein Umfeld permanent ablenkte, ihn mit Spielen beschäftigte und mit ihm redete.

Schlaf ist so notwendig, dass wir rund einen Drittel unseres Lebens schlummernd verbringen. Aber warum schlafen wir eigentlich? Darauf hat die Wissenschaft bis heute keine schlüssige Antwort. «Da wir den Schlaf nur mit indirekten Methoden messen können, sind die Fragen rund um den Schlaf auch so schwierig zu beantworten», sagt Christian Baumann, Professor für Neurologie und Leitender Arzt an der Klinik für Neurologie am Universitätsspital Zürich. Der Schlafforscher gehört zum Zürcher Zentrum für Interdisziplinäre Schlafforschung. In diesem wissenschaftlichen Netzwerk arbeiten verschiedene Zürcher Forschungsgruppen gemeinsam daran, einem der letzten grossen Rätsel der Biologie auf die Spur zu kommen. Den Wegweiser für ihre Forschung lieferte die körpereigene Regulation des Schlaf-Wach-Zyklus. Schon vor 35 Jahren entwickelten Zürcher Forschende das heute geltende Modell der Schlafregulation mit ihrer Wechselwirkung zwischen innerer Uhr und Schlafbedürfnis.

Keine Höchstleistung ohne Schlaf

Ohne Schlaf können Menschen und Tiere nicht überleben. Giraffen schlafen weniger als zwei Stunden täglich, Gürteltiere bis zu 20 Stunden – der Homo sapiens sieben bis acht. «Unregelmässiger und zu kurzer Schlaf führt zu Müdigkeit, Schläfrigkeit, Fehleranfälligkeit, Langsamkeit, Gereiztheit und vielleicht sogar zu Krankheit», sagt Christian Baumann. Fachleute bringen ungenügenden Schlaf mit gesundheitlichen Auswirkungen wie Gewichtszunahme, Diabetes Typ 2, Herz-Kreislaufkrankungen und Bluthochdruck in Verbindung. Guter, regelmässiger Schlaf hingegen ist eine Voraussetzung für Lebensqualität, körperliche und seelische Gesundheit, Erholung, Leistung und Ausgeglichenheit.

So erholsam und wertvoll der Schlaf ist, so geheimnisvoll ist er auch: Niemand kann bewusst den Zeitpunkt des Einschlafens erleben. Wer einschläft, gibt die Kontrolle ab und ergibt sich dem Unbekannten. Wir wissen nicht, was mit uns geschieht, wenn wir schlafen. Dies bereitete den Menschen in früheren Zeiten Unbehagen. Was, wenn man nicht mehr aufwacht? Kein Wunder, assoziierte man den beinahe regungslosen Zustand auch mit dem Tod, den man als «Schlafes Bruder» bezeichnete. Der Titel des gleichnamigen Romans von Robert

Schneider bezieht sich auf Figuren der griechischen Mythologie: Hypnos ist der Gott des Schlafes und der Bruder von Thanatos, dem Gott des Todes.

In Sagen, Dichtung und Märchen ist der Schlaf als Scheintod ein häufiges Motiv. Denken wir nur an Shakespeares Julia oder Schneewittchen, die scheinbar tot sind, aber nur in einem tagelangen Tiefstschlaf liegen, aus dem sie wieder aufwachen und der Geschichte die entscheidende Wende geben. Während des Schlafens sind wir völlig abgeschirmt von der Welt. Die friedlich und entspannt ausgebreiteten Körper schlafender Menschen inspirierten Künstler von Peter Paul Rubens bis Pablo Picasso während Jahrhunderten zu ihren Werken. Auch Fotografien von Menschen im Schlaf liegt mit ihrer Unschuld ein ganz eigener Zauber inne. Vielleicht hat es damit zu tun, dass alle Menschen, ungeachtet ihres sozialen Status, ihres Geschlechts oder ihres Charakters gleich aussehen, wenn sie schlafen, nämlich hilf- und schutzlos und der Umwelt mit-samt ihren Gefahren ausgeliefert. Im Gegensatz zur Bewusstlosigkeit kann man aus dem Schlaf jedoch jederzeit geweckt werden. Denn das Gehirn fährt zwar herunter – wenn man die Schaltzentrale unseres Körpers mit einem Rechner vergleichen will –, aber es befindet sich in einem sehr aktiven Zustand.

Schlaf als Alzheimerprävention

«Diese Aktivität dient verschiedenen Zwecken, unter anderem der Reorganisation der Nervenverbindungen im Gehirn, dem Lernen, der Entsorgung von Abfallprodukten, die in der Wachheit entstanden sind, vielleicht auch der Energie-Konservation», so Neurologe Christian Baumann. Viele neue Erkenntnisse drehen sich um die Bedeutung des Schlafes für Gesundheit und Krankheit. Gemäss einer neueren Hypothese werden im Schlaf Abfallprodukte des Gehirns ausgeschwemmt. Diese Eiweisse stehen im Verdacht, Alzheimer oder Parkinson auszulösen. Möglicherweise könnte mehr und tieferer Schlaf degenerative Krankheiten wie Parkinson verlangsamen. Christian Baumanns Forschungsteam untersucht derzeit in einer Studie, wie die Schlafentiefe bei Patienten mit degenerativen Krankheiten verbessert werden kann. Dazu wird eine Linie der im Schlaf aufgezeichneten Hirnströme in akustische Signale umgewandelt und der Schlafende damit stimuliert.

Den tiefen, festen Schlaf sehnen nicht erst die Menschen unserer Zeit herbei. Während Jahrhunderten glaubten Mediziner an eine «Essenz des Schlafes», eine geheimnisvolle Flüssigkeit im Körper, die abends durch uns hindurchfließt und uns den Schlaf ermöglicht. Mittlerweile ist klar, dass diese Schlafessenz nicht existiert, stattdessen leiten Dutzende von Substanzen im komplizierten Zusammenspiel den Schlaf ein. Ein an diesem Prozess beteiligtes Hormon ist Melatonin, das die Zirbeldrüse im Gehirn, angeregt von der nächst-

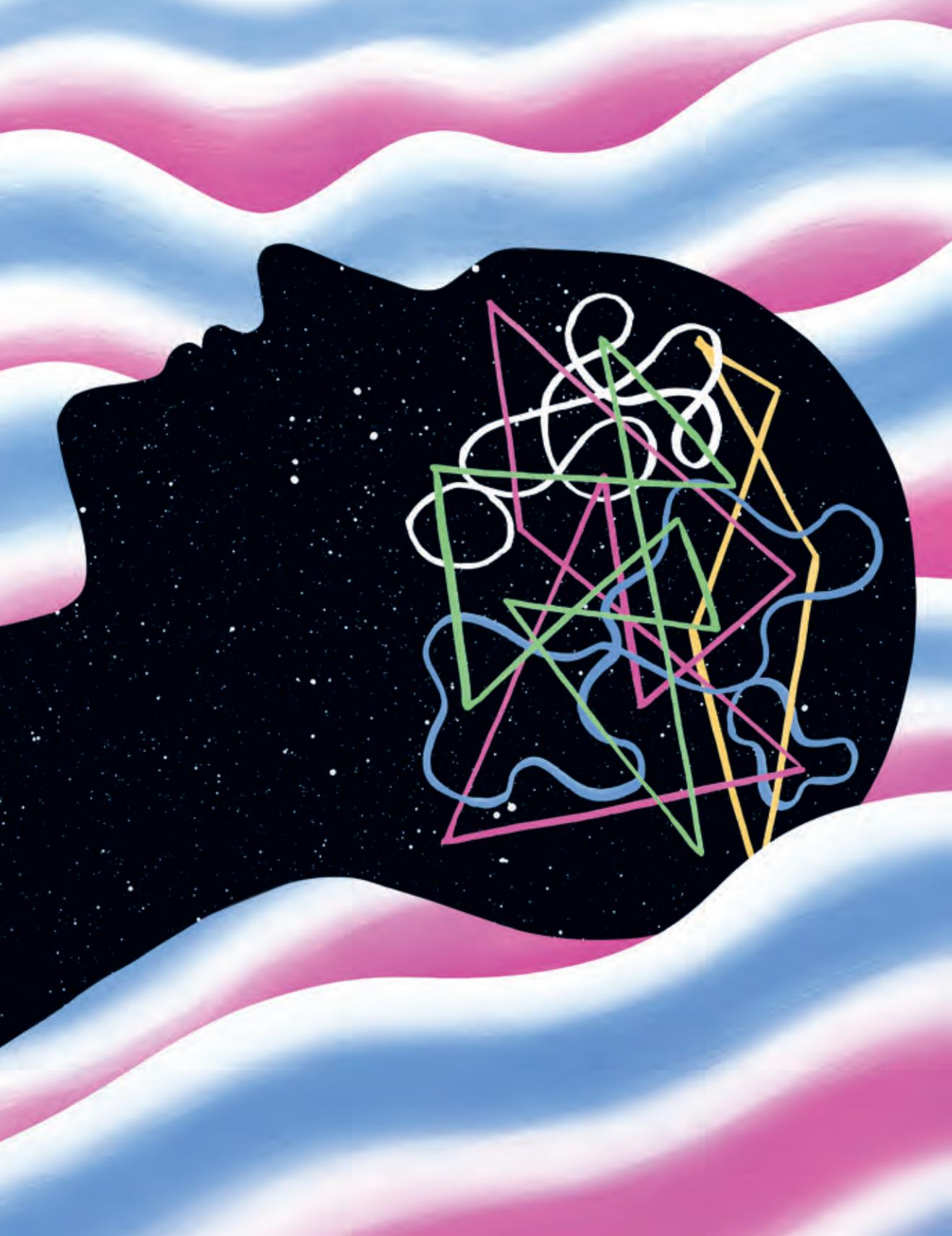
lichen Dunkelheit, produziert. Der Blauanteil im Licht von Bildschirmen und Displays von Smartphones hemmt die Bildung von Melatonin. Deshalb raten die Schlafratgeber davon ab, bis kurz vor dem Einschlafen elektronische Medien zu konsumieren.

Vor dem Einschlafen wird der Körper ruhiger, er entspannt und bereitet sich auf den Schlaf vor: Die Augenlider sind stärker durchblutet, sie werden «schwer», Puls und Atmung verlangsamen sich, der Blutdruck sinkt leicht, ebenso die Muskelanspannung. In diesem Dämmerzustand verschwimmen die Gedanken, Klänge, Farben und Bilder im Kopf, und der Geist gerät in einen ein paar Minuten dauernden Schwebestand zwischen Wachen und Schlafen, der manchmal begleitet ist von unwillkürlichem Muskelzucken.

Mythos vom wertvollen Tiefschlaf vor Mitternacht

Nach dem Einschlafen sinken wir vom Leichtschlaf nach und nach in den körperlich sehr erholsamen Tiefschlaf, aus dem wir nur sehr schwer aufzuwecken sind. Vor Mitternacht muss dieser Schlaf nicht zwingend stattfinden. «Es gibt wissenschaftlich keine Hinweise darauf, dass der Tiefschlaf vor Mitternacht besser ist als der Tiefschlaf in der zweiten Hälfte der Nacht», sagt Hans-Peter Landolt, Schlafforscher am Institut für Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Zürich. Die Hirnströme werden langsamer, was auch im Elektroenzephalogramm (EEG) zu beobachten ist. Dank der am Kopf aufgeklebten Elektroden lassen sich die elektrischen Wellen aufzeichnen und auf einem Bildschirm abbilden. So verfolgen Fachleute im Schlaflabor die Dramaturgie des Schlafes. Wenn wir tief schlafen, produziert der Körper dank den ausgeschütteten Wachstumshormonen neue Zellen und stärkt die körperliche Abwehr, während das Gehirn neue Eindrücke verankert sowie ordnet und unwichtige Informationen löscht.

Nach dieser 30 bis 60 Minuten dauernden Tiefschlafphase folgen einige Minuten leichter Schlaf. Danach gleiten wir in den REM-Schlaf, in dem sich hinter den geschlossenen Lidern die Augen lebhaft bewegen (REM = Rapid Eye Movements). Jetzt herrscht grosse Aufregung im Körper, obwohl wir selig schlummern: Die Muskeln sind beinahe gelähmt, aber gleichzeitig rast der Puls, wir atmen schneller, der Blutdruck steigt, die Geschlechtsorgane sind durchblutet. Die Gehirnströme schlagen auf der Zickzacklinie des EEG schnell hintereinander aus. Über die verschiedenen Bedeutungen des REM-Schlafes ist man sich gemäss Neurologe Christian Baumann im Detail noch nicht im Klaren. «Wir gehen davon aus, dass der REM-Schlaf eine gewisse Rolle spielt beim Lernen, beim Verarbeiten von Informationen, beim Bewältigen von Stress und beim Regulieren von Gefühlen.»



Der REM-Schlaf spielt für unser Gefühlsleben eine wichtige Rolle. Obwohl wir in allen Schlafphasen träumen, erinnern wir uns am besten an Träume, wenn wir aus einer REM-Phase aufschrecken. «Wir haben keine Methode, Träume richtiggehend in der Tiefe und inhaltlich zu erforschen. Die Traumforschung ist im Rahmen der Schlafforschung eine stiefmütterlich behandelte Sparte», sagt Christian Baumann. Träume faszinieren die Menschen jedoch schon seit Menschengedenken. In der Bibel sind viele Geschichten nachzulesen, in denen Menschen während eines Traums wichtige Nachrichten überbracht werden.

Vor über 100 Jahren glaubte der Wiener Neurologe Sigmund Freud in seinem frühen Hauptwerk «Die Traumdeutung» entdeckt zu haben, dass sich in den Träumen vorwiegend verdrängte Wünsche und Triebe zeigen. Die moderne Traumarbeit geht hingegen davon aus, dass die Gefühle während des Träumens wichtiger sind als die Traumbilder an sich. Denn viele Schläfer erleben im Traum höchst reale Emotionen und deutliche Bilder. Kein Wunder, denn das Sehzentrum im Gehirn ist während des Träumens aktiv, genauso wie das limbische System, das der Verarbeitung von Gefühlen dient. Weniger aktiv sind hingegen Hirnareale für Vernunft und logisches Denken.

Vom ersten und zweiten Schlaf

Nach dem ersten REM-Schlaf wachen wir, ohne es zu bemerken, häufig kurz auf. Dies wird sich im Laufe der Nacht noch Dutzende Male wiederholen. Damit das Körpergewebe nicht leidet, wechseln wir regelmässig die Schlafposition. Wir durchlaufen vier bis fünf Schlafzyklen, die im Schnitt 90 Minuten dauern. Der Tiefschlaf wird dabei immer kürzer und der REM-Schlaf länger. Selbst wenn man dazwischen richtig aufwacht, ist das kein Grund für Panik, den Schlaf ganz zu verlieren.

In der Antike und im Mittelalter war es ganz normal, dass man in zwei Phasen schlief: von ungefähr 21 Uhr bis Mitternacht und von 2 Uhr bis zum Sonnenaufgang. In der Zeit dazwischen waren die Menschen wach, redeten, dösten vor sich hin, assen oder pflanzten sich fort. Mit der industriellen Revolution mit fixen Arbeitszeiten war dies nicht mehr möglich. Erst in den 1990er-Jahren stiess der amerikanische Historiker Roger Ekirch in Reiseberichten und Almanachen auf die Begriffe erster und zweiter Schlaf. Mit den daraus gewonnenen Erkenntnissen stellte er die verbreitete Vorstellung auf den Kopf, dass es normal sei, ohne Unterbruch acht Stunden zu schlafen.

Dies beruhigt vielleicht auch die Menschen, die sich in nächtlichen Wachstunden um ihren Schlaf sorgen. Denn auch das Grübeln während der Nacht ist nichts Ungewöhnliches. Schon beim Einschlafen ist dank dem Nachthor-

mon Melatonin die Wachheit gesunken und erreicht zwischen 3 und 4 Uhr nachts ihren Tiefpunkt. Um diese Uhrzeit sind die Unfall- und Fehlerquote von Schichtarbeitern am höchsten. Ab der zweiten Nachthälfte steigt kontinuierlich der Pegel des anregenden Hormons Cortisol, um unser Hirn langsam aufs Erwachen vorzubereiten.

Wie lange der Schlaf dauern muss, damit wir ausgeruht sind, ist höchst individuell. Ob uns sieben oder neun Stunden Schlaf gut tun, ob wir frühaufstehende sogenannte Lerchen oder spätaktive Eulen sind, ist genetisch festgelegt. Schlafforscher gehen davon aus, dass wir im Schnitt mindestens sieben Stunden brauchen. Auch wenn immer wieder Managerinnen und Politiker erklären, sie benötigen nur vier oder fünf Stunden. In unserer leistungsbetonten und rastlosen Gesellschaft hat der Schlaf einen schweren Stand. Viele halten ihn schlichtweg für Zeitverschwendung. Viele Menschen hören auch in der Nacht nicht auf, elektronisch zu kommunizieren – die Nacht wird zum Tag. Gleichzeitig klagen immer mehr Menschen über Schlafmangel, Einschlafprobleme und Tagesschläfrigkeit. Warum nicht einmal ein Nickerchen ausprobieren, um das Nachmittagstief zu überbrücken? Schon 15 bis 20 Minuten bewirken, dass wir uns ausgeruhter, erfrischt und leistungsfähiger fühlen. In Japan gelten solche Schläfchen als wohlverdiente Pausen hart arbeitender Menschen. So oder so lohnt es sich aber, eine neue Sicht auf den Schlaf zu gewinnen, der für die Psyche und den Körper so elementar wichtig ist.

Quellen:

Hürter, Tobias: Du bist, was du schläfst. Piper, 2011

Jahn, Ruth; Mathis, Johannes; Roth, Corinne: Gut geschlafen!, Beobachter 2011

Borbély, Alexander: Das Geheimnis des Schlafs, Ullstein, 1991

GEOkompakt: Schlaf und Traum, Nr. 48, 2016

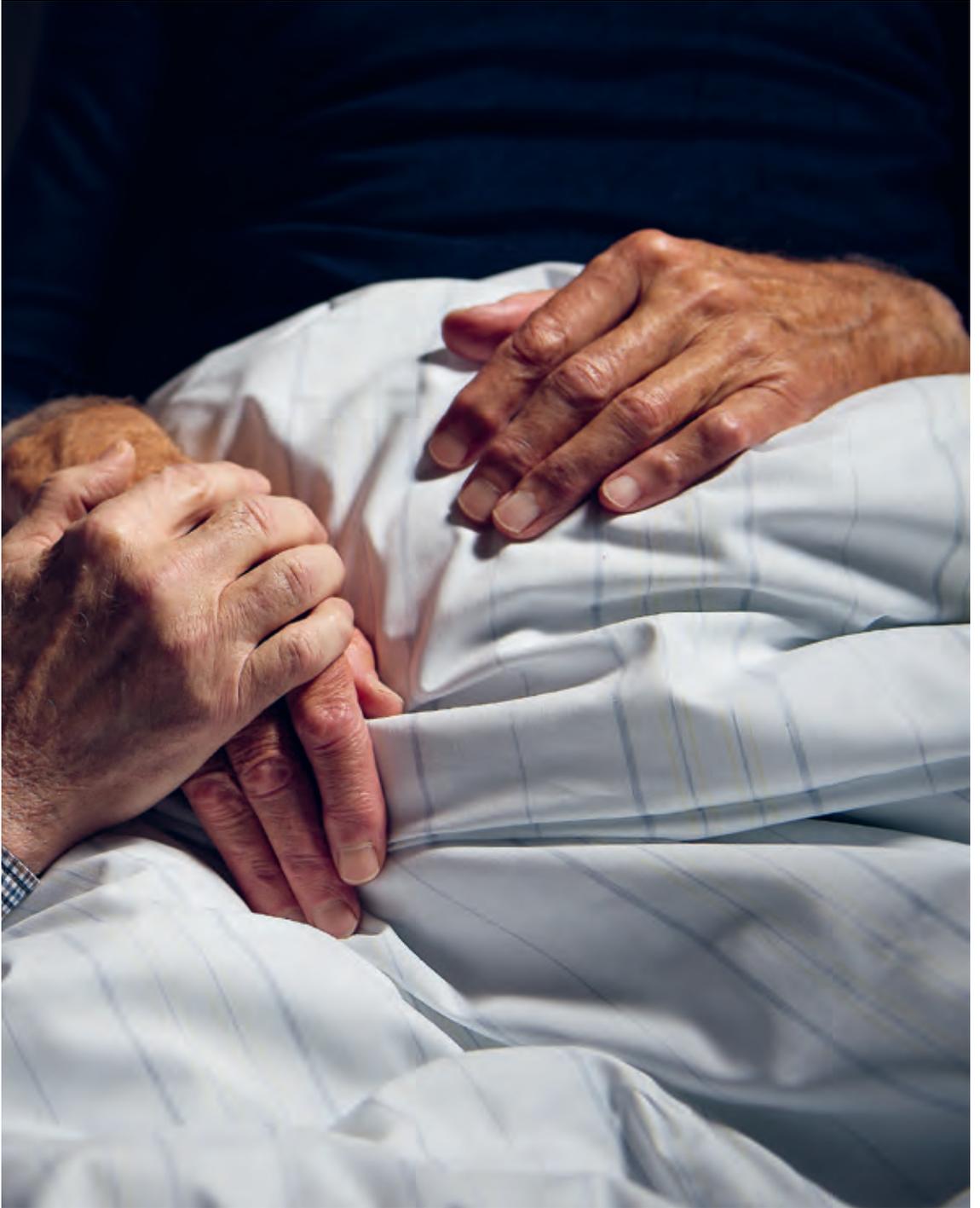


Liederseelen

In der Nacht, die die Bäume mit Blüten deckt,
Ward ich von süßen Gespenstern erschreckt,
Ein Reigen schwang im Garten sich,
Den ich mit leisem Fuß beschlich;
Wie zarter Elfen Chor im Ring
Ein weißer, lebendiger Schimmer ging.
Die Schemen hab' ich keck befragt:
Wer seid ihr, luftige Wesen? Sagt!

«Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See.»
«Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee.»
«Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!»
«Ich bin ein Geheimnis, geflüstert ins Ohr!»
«Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind.»
«Ich bin ein üppiges Blumengewind –»
«Und die du wählst, und der's beschied
Die Gunst der Stunde, die wird ein Lied.»

Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898)



Schutzengel am Krankenbett

– In vielen Spitälern betreuen Freiwillige auch nachts Patienten, die unruhig, weglaufgefährdet, ängstlich oder anderweitig belastet sind. Sie sitzen an deren Krankenbett, bewachen ihren Schlaf, reden oder beten auf Wunsch mit ihnen. So auch im Spital Uster. Zum Team gehören unter anderem Hans Spirig, Willi Maissen und Kathrin Schildknecht, drei pensionierte Menschen, die es schätzen, ihren Dienst nachts leisten zu können.

Schutzengel
am Krankenbett





Hans Spirig hat Hunderte von Tagen am Spitalbett seines Sohnes gesessen: 1988, als der 17-Jährige erstmals an Krebs erkrankte und wieder genas, 2003, als er im Alter von 33 erneut von der Krankheit heimgesucht wurde und in Anwesenheit seines Vaters starb. In jener Zeit, erzählt der 71-Jährige und fährt mit den Fingern über den Rand seines Wasserglases, habe er hautnah mitbekommen, wie sehr das Pflegepersonal unter Druck stehe und wie wichtig es für Kranke sei, Anteilnahme und Unterstützung zu erfahren: «Ich beschloss, mich im Spital zu engagieren, sobald es meine Zeit erlaubt.» Als der Personalfachmann 2011 pensioniert wurde, begann er mit den Sitzwachen im Spital Uster.

Kathrin Schildknecht ist neu im Team. Die Pflegefachfrau musste sich aus gesundheitlichen Gründen mit 60 frühpensionieren lassen. Drei Jahre später spürte sie, dass sie wieder fit war und Lust hatte, sich erneut zu betätigen. «Ich hatte ein sehr schönes Berufsleben», sagt sie mit klarer Stimme und lachenden Augen, «führe eine glückliche Ehe, habe eine wunderbare Beziehung zu meinen Söhnen und empfand das immer stärkere Bedürfnis, der Gesellschaft etwas zurückzugeben.» Nach 35-jähriger Erfahrung in der Krankenpflege sei das Spital für sie ein «stimmiger Rahmen», in dem sie sich sicher und wohl fühle: «So war meine Wahl schnell getroffen.» Mit freiwilligem Engagement ist sie schon lange vertraut, hat sie doch an ihrem Wohnort Wald den Seniorenmittagstisch aufgebaut und sich beim Mahlzeitendienst, im Frauenverein und der ortsansässigen Volkshochschule engagiert.

Für Willi Maissen war die Übernahme der Sitzwachen der erste Freiwilligen-Einsatz. Der 68-jährige Primarschullehrer musste sich 2011 einer Herzoperation unterziehen und lag zehn Tage im Stadtspital Triemli. Noch heute kommt er ins Schwärmen, wenn er von diesem Aufenthalt erzählt: «Es ist unglaublich, wie viel Zuwendung und Freundlichkeit ich dort erlebt habe.» Ob der Herr Professor oder ein Mitglied der Hotellerie, alle seien ihm mit «riesiger Herzlichkeit» begegnet. Damals wusste er: «Ich schulde der Gesellschaft etwas.» Im Dezember 2012 sass der frisch Pensionierte erstmals am Bett einer Spitalpatientin.

Die drei gehören zum Freiwilligen-Team des Spitals Uster, das über 100 Personen umfasst, darunter rund 30, die Sitzwachen leisten. Kurt Mühlbach leitet das Team seit fünf Jahren. Kurz nach der Übernahme seines Amtes entwickelte der 65-Jährige einen Kurs, in dem Interessierte an sieben Halbtagen wichtige Grundlagen zu Themen wie Kom-



munikation, Palliative Care, Umgang mit Verwirrten, Fragen zum Lebensende und auch zu betrieblichen Abläufen erfahren. Der Besuch ist kostenlos und ohne Verpflichtung. Wer Sitzwachen halten möchte, muss ihn allerdings besucht haben. «Die Präsenz am Krankenbett», sagt Mühlbach, «fordert emotional, psychisch und körperlich einiges von unseren Leuten.» Umso wichtiger sei eine gute Vorbereitung.

Die meisten Freiwilligen sind tagsüber im Einsatz, fünf betreuen Patienten nachts. Entweder von 23 bis 3 Uhr morgens oder von 3 bis 7 Uhr. In diesen Stunden ist es im Spital ruhig; die hektische Betriebsamkeit des Tages weicht der nächtlichen Stille. Eilen tagsüber zahllose Menschen über die Gänge, die miteinander reden, lachen, auch mal lauthals etwas rufen, ist man nachts oft ganz allein. Mutterseelenallein? Kathrin Schildknecht schüttelt den Kopf und sagt, sie sei ein Nachtmensch und habe schon als Pflegefachfrau gern Nachtwachen gemacht: «Die Stille hat nichts Erschreckendes für mich. Im Gegenteil, ich liebe diese Atmosphäre, in der ich viel schneller einen Zugang zu den Patienten bekomme.» Sie finde es schön, ihnen genau in jenen Momenten beistehen zu können, wenn sie stärker von ihren Ängsten und Sorgen bedrängt werden. «Dann sind unsere Begegnungen viel ehrlicher als im Alltag.»

Doch die nächtliche Stille kann auch zur Belastung werden. Willi Maissen fühlte sich in den ersten Monaten manchmal «sehr allein», wenn er sich um 3 Uhr nach einer Sitzwache auf den Heimweg machte, begleitet, ja, regelrecht verfolgt von vielen Gedanken an einen vielleicht schwerkranken Menschen, der ihn viel stärker als tagsüber auch mit der eigenen Verletzlichkeit, ja, Sterblichkeit konfrontierte. Gottlob habe er mit der Zeit eine Technik entwickelt, die ihm enorm gut tue: «Ich rede laut mit mir selber und kann meine Gedanken durch das Aussprechen zu Ende denken und ad acta legen.» Dieser kleine Trick erlaube es ihm, die Intensität der nächtlichen Begegnungen am Krankenbett voll auszuschöpfen: «Seither bereiten mir Sitzwachen manchmal richtige Glücksgefühle.»

Hans Spirig übernimmt sowohl tagsüber wie nachts Sitzwachen. Die nächtlichen Einsätze findet er spannend, weil sie seinen Alltag abwechslungsreicher machen. Er habe keine Mühe, um 2 Uhr aufzustehen, verpflege sich daheim noch ausgiebig und sei zu Fuss in fünf Minuten im Spital. Dazu brauche er generell wenig Schlaf und müsse auch im Dunkeln nie mit dem Gefühl der Übermüdung kämpfen:



Schutzengel
am Krankenbett



Kathrin
Schildknecht, 64,
Pflegefachfrau,
pensioniert:

«Die nächtliche
Ruhe im Spital
ermöglicht
ehrlichere Begeg-
nungen mit
den Patienten.»



Willi Maissen, 68,
Primarlehrer,
pensioniert:

«Viele Einsätze
lassen mich Glücks-
gefühle unge-
ahnter Intensität
empfinden.»

Hans Spirig, 71,
Personalfachmann
in der Baubranche,
pensioniert:

«Es ist schön, wenn
ich einen verwirrten
oder verängstigten
Patienten ein wenig
beruhigen kann.»



«Ich sitze konzentriert am Krankenbett und bin parat, um auf die Bedürfnisse der Patienten einzugehen.» Er schmunzelt: Es sei das Privileg des Pensionierten, dass er sein Leben so flexibel einrichten könne. Manche Einsätze sind für alle schwierig. Demenzpatienten, heisst es unisono, seien oft unberechenbar; da müsse man auch mit verbalen oder gar tätlichen Angriffen rechnen. Hans Spirig löste einst eine Kollegin ab, die dem Telefon, das ihr ein Patient entgegengeschleudert hatte, nur mit viel Glück hatte ausweichen können. Willi Maissen war froh, konnte er jenen Dienst beenden, während dem ihm ein Kranker mit dem gestreckten Bein gegen die Schulter getreten hatte. Werden die Belastungen zu gross, können sich die Freiwilligen an Kurt Mühlbach wenden. Für weitere Beratung und Supervision ist aber auch der Spitalseelsorger Markus Naegeli da, der über grosse Erfahrung verfügt.

Die allermeisten Begegnungen, betonen alle drei, verlaufen aber harmonisch. Viele Patienten schlafen nachts und müssen höchstens einmal daran gehindert werden, sich durch eine ungeschickte Bewegung die Sauerstoff- oder Infusionsschläuche herauszureissen. Andere sind froh, wenn ihnen jemand einen Schluck Wasser zum Trinken reicht oder sie auf die Toilette begleitet. Unruhige oder ängstliche Menschen schätzen es mitunter, wenn Kathrin Schildknecht oder Hans Spirig ihnen die Hand halten oder ihnen beruhigend über einen Arm streichen. Willi Maissen traf bei seinen allerersten Nachtwachen auf eine frisch operierte ältere Frau, die ihm während der vier Begegnungen ihre schwierige Lebensgeschichte offenbarte. Das grosse Vertrauen dieser Patientin berührte ihn.

Nicht nur vonseiten der Kranken, versichern alle drei, sondern auch des gesamten Pflegepersonals erführen sie riesige Wertschätzung und Dankbarkeit. Hans Spirig drückt es so aus: «Es ist wunderbar, eine Tätigkeit auszuüben, die so bereichernd ist und mir jedes Mal von Neuem unglaublich viel Kraft gibt.»



Kurt Weidmann,
Berufsfischer, Stäfa

«Geschichten über Berufsfischer werden gerne gelesen», schmunzelt Kurt Weidmann (67) und gibt darum mit Freude Auskunft. Seine Arbeitszeit wird von den Fischen bestimmt, die nachtaktiv sind. Am Vorabend fährt er hinaus, um die Netze auszulegen. Morgens ab 4 Uhr holt er sie wieder ein. Bewölkung, Windverhältnisse und Strömungen sind die wichtigsten Ratgeber des Berufsfischers. Auch Intuition spielt eine Rolle. Natürlich hilft ihm auch das Wissen seines Vaters und Grossvaters, die beide Fischer waren. Wissen, das er jetzt an seinen Sohn weitergibt.

Welchen Einfluss hat der Erdtrabant beim Fischen? Früher sei stärker auf die Mondphasen geachtet worden, erklärt Kurt Weidmann. Er selber glaubt indessen, dass klare, mond- helle Nächte weniger Ertrag geben, weil Mondlicht die Fische irritiert. «Ich fische nach praktischen Überlegungen.» Tag für Tag fährt Kurt Weidmann hinaus. Jedes Mal hofft er auf einen guten Fang. Durchschnittlich sind das um die 50 Kilo – Egl, Felchen, Hechte oder Schwalen. Sie werden am Morgen in der Fischküche filetiert und dann fangfrisch an die Kunden ausgeliefert.

Der Mond zieht uns magisch in seinen Bann

– Wenn der Vollmond in der lauen Sommernacht am Horizont aufsteigt, scheint die Zeit stillzustehen. Der Erdtrabant fasziniert die Menschen seit Jahrtausenden. Von seinen magischen Kräften wünschen sie sich, dass ihre Hoffnungen und Träume in Erfüllung gehen. Ein Quäntchen Glaube an die Wirkung des Mondes hat sich bis in unsere rational bestimmte Zeit erhalten. Etwa, dass Garten- und Feldfrüchte besser gedeihen, wenn die Mondphasen beim Pflanzen berücksichtigt werden. Oder dass Mondholz, das beim Instrumentenbau verwendet wird, feiner tönt.

Text: Stefan Hartmann
Bilder: Thomas Schuppisser

Ach der Mond! Er begleitet uns unser ganzes Leben. Und überrascht uns doch ständig von Neuem. Mal ist er rund und voll, mal hat er eine hauchdünne Sichel. Verbissen kämpft er gegen die Konkurrenz des ständig wachsenden Kunstlichts auf Erden. Aber was wäre die Nacht ohne ihn! Seine vertraute Gestalt gehört zum Nachthimmel. Wir glauben zu wissen, dass der Mond in irgendeiner Form Macht auf uns Menschen und die Natur ausübt. Am sichtbarsten zeigt sich das bei den Gezeiten Ebbe und Flut. Doch darüber hinaus geraten wir rasch ins Reich der Spekulation.

Wofür der Mond nicht alles verantwortlich gemacht wird! So sollen die feinstofflichen Schwingungen des Vollmonds schuld daran sein, dass wir schlechter schlafen. Oder schlechte Laune haben: Jeder Zweite ist der festen Ansicht, seine Stimmungslage sei von den Kräften dieses dominanten Himmelskörpers abhängig. Nachweisen lässt sich «Mondfühligkeit» indessen nicht. Oder doch? Forscher vom Zentrum für Chronobiologie in Basel haben 2013 entdeckt, dass Versuchspersonen bei Vollmond im Schnitt fünf Minuten länger brauchten, um einzuschlafen. Sie hatten zudem 20 Minuten weniger geschlafen und die Qualität ihres Schlafs selbst auch als schlechter beurteilt.

Vieles an den Mond-Mythen ist wissenschaftlich jedoch nicht belegt. Ins Reich der Legenden gehört, dass bei Vollmond mehr Kinder geboren werden. Und weiss nicht die Polizei ein Lied davon zu singen, dass bei Vollmond mehr Leute spinnen, Verkehrsunfälle und Verbrechen gehäuft vorkommen?

Der speziell schöne September-Vollmond zieht Menschen aller Kulturen magisch in seinen Bann. In Japan hat er die Menschen seit alters zu bewegenden Gedichten und Ritualen inspiriert. Das kommt etwa in der Vollmond-Teezeremonie zum Ausdruck. Dieser 1000 Jahre alte Brauch hat sich bis heute erhalten. Und er fasziniert die Menschen auch hierzulande, wie das Porträt der Zeremonienmeisterin am Rietbergmuseum zeigt.

Das Klangholz, mit dem Instrumentenbauer Geigen und Gitarren bauen, soll spezielle Eigenschaften haben, wenn die Bergfichte im Winter bei abnehmendem Mond geerntet wurde. Biodynamische Bauern, die sich auf anthroposophische Lehrsätze stützen, arbeiten mit Mondphasen und kosmischen Kräften. Fischer achteten früher stärker auf Mondphasen, während sich unser Fischer in Stäfa von praktischen Erfahrungen leiten lässt. Gut, dass der Mond nicht alle seine Geheimnisse preisgibt.



Andreas Irniger,
Geigenbauer, Zürich

Geigen, Bratschen und Celli – fein säuberlich sind sie entlang der Wände der Werkstatt von Geigenbauermeister Andreas Irniger (49) aufgehängt. Die Bauweise der Instrumente mag unterschiedlich sein, das Material ist bei allen gleich – Holz. Fichtenholz ist «tonangebend»: Als Klangholz weist es hervorragende Eigenschaften auf und wird für die Resonanzdecke verwendet. Bei rund 10 bis 20 Prozent der Instrumente wünschten seine Kunden Mondholz, sagt Andreas Irniger. Der ideale Klangholzstamm wächst in einer Höhe ab 1000 m. Er wird in bestimmten Mondphasen in Wintermonaten geschlagen, vorzugsweise bei abnehmendem Mond. Dann ist wenig Saft im Stamm. Ob Geigen aus Mondfichten besser tönen, will Andreas Irniger nicht einfach als Glaubenssache abtun. Auch beim Kolophonium, das er zum Bestreichen der Haare des Geigenbogens verwendet, achtet Irniger auf höchste Qualität. Er bezieht das spezielle Lärchenharz aus anthroposophischen Quellen. Blindversuche haben gezeigt, dass mit diesem Produkt ein besserer Klang erzeugt wird. Auch den Lack, der den Klang der Geigen und auch ihre Ästhetik mitprägt, wählt er sorgsam aus.

Der Mond zieht uns
magisch in seinen Bann





**Yumi Mukai,
Zeremonienmeisterin,
Zürich**

Eine japanische Vollmond-Teezeremonie im Park? Zweimal im September bietet dies Yumi Mukai (58) im Park des Museums Rietberg an. «Zu adligen Zeiten wurden in Japan bei Vollmond verschiedene Zeremonien im Freien durchgeführt.» Die Vollmond-Teezeremonie ist eine Form des Chado (Teewegs) und dient nur dem ästhetischen Erleben der Mondschau. «Im September ist der Vollmond besonders schön», sagt Yumi Mukai. Bei anderen Teezeremonien, jene bei zunehmendem Mond, stehen die Gefühle von Sehnsucht und Erwartung im Vordergrund. Bei abnehmendem Mond sind es jene der Melancholie oder Enttäuschung. Der Vollmond stellt die Balance her. Die Zeremonienmeisterin freut sich über das grosse Interesse der Schweizer. «Sie sind fasziniert, weil im Teeritual ein grosses Bedürfnis nach innerer Ruhe und Ausgeglichenheit zum Ausdruck kommt.» Genossen wird der sattgrüne Macha-Tee aus feinen Porzellanschalen mit jahreszeitlichen Motiven. Dazu offeriert Yumi Mukai ein selber zubereitetes Gebäck nach japanischer Tradition. An monatlich zwei Sonntagen bietet Yumi Mukai die Teezeremonie im Museum Rietberg an.

Der Mond zieht uns
magisch in seinen Bann





Susanne Eberhart,
Demeter-Bäuerin,
Grünigen

Auf den ersten Blick unterscheidet den Hof «Roggesbüel» in Grünigen ZH nichts von andern Öko-Betrieben. Ausser, dass hier nach biodynamischen Regeln gearbeitet wird, die auf anthroposophischem Denken fussen. Landbau wird als Zusammenspiel «geistiger» und «kosmischer» Wechselwirkungen verstanden. Susanne und Rudolf Eberhart betreiben auf ihrem biodynamischen Hof Milchwirtschaft und ein wenig Ackerbau. Dabei kommen Kompostpräparate aus Baldrian, Brennessel, Eichenrinde, Kamille, Schafgarbe und Löwenzahn zum Einsatz. Damit werden die zwei rund 50 Meter langen Kompostmieten «geimpft», die später auf Äcker und Wiesen verteilt werden. «Wenn immer möglich, achten wir auf die Mondphasen, wenn wir Getreide aussäen oder vom Beikraut befreien», sagt Susanne Eberhart (53).

Heuer sind ihr im Pflanzgarten nur die Tomaten richtig gelungen. «Der Juni war zu nass und zu kalt.» Pflanzen, Säen oder Unkrauthacken betreibt sie nach dem biodynamischen Kalender. Die Stellung des Mondes in den Sternbildern sowie seine auf- und absteigende Bahn spielen dabei eine Rolle. «Aber natürlich ist und bleibt die Sonne für uns Bauern das zentrale Gestirn.»



Richterswiler Räbenzauber

– Räbeliechtli haben im Kanton Zürich eine lange Tradition. Sie werden aus Herbstrüben, den Räben, geschnitzt. Die runden, weiss-violetten Knollen waren einst ein Grundnahrungsmittel. Worin die Tradition ihren Ursprung hat, ist nicht eindeutig belegt. Die Häufung im November legt jedoch nahe, dass es sich um einen Erntedankbrauch handelt. Der grösste Räbelichterumzug im Kanton Zürich – die Richterswiler Räbechilbi – findet jedes Jahr am zweiten Samstag im November statt. Ein Augenschein.





Richterswil an einem kalten Novemberabend. Ein bitter-süsser Geruch liegt über dem Dorf. Ein lauter Knall, die Beleuchtung geht aus. Doch dunkel ist es nicht. Der Dorfkern ist in warmes Licht getaucht. Ein zweiter Knall, gebannte Stille. Der Tross setzt sich in Bewegung: 40 Sujets, viele davon mannshoch, von Schulklassen und Vereinen in mühevoller Arbeit aus ausgehöhlten und mit Kerzen bestückten Räben gefertigt, bahnen sich ihren Weg durch die Nacht. Ihr Licht fällt auf rote Wangen, glänzende Augen, staunende Gesichter. Es ist Räbechilbi in Richterswil. Das ganze Dorf ist auf den Beinen. Schon vor Stunden haben die ersten an der Umzugsstrecke Stellung bezogen. Mit Klappstühlen, Decken und warmen Getränken gewappnet, sicherten sie sich eine gute Sicht. Das ist durchaus nötig: Der grösste und bekannteste Räbenlichterumzug im Kanton Zürich zieht jeweils bis zu 20 000 Besucher an. Doch nicht nur der Umzug lohnt den Besuch. Auch die malerischen Gassen des Dorfkerns schmücken die Anwohner mit unzähligen, kunstvoll geschnitzten, warm leuchtenden Räben. An die 30 Tonnen werden jedes Jahr eigens für den Anlass angebaut. So treffen sich die Richterswiler – wie Familie Blattmann aus dem Farbweg – in den Tagen vor der Räbechilbi zum gemeinsamen «Höhlen» und «Schnitzen». Das bedeutet viel Arbeit, ist aber immer auch ein geselliges Ereignis.

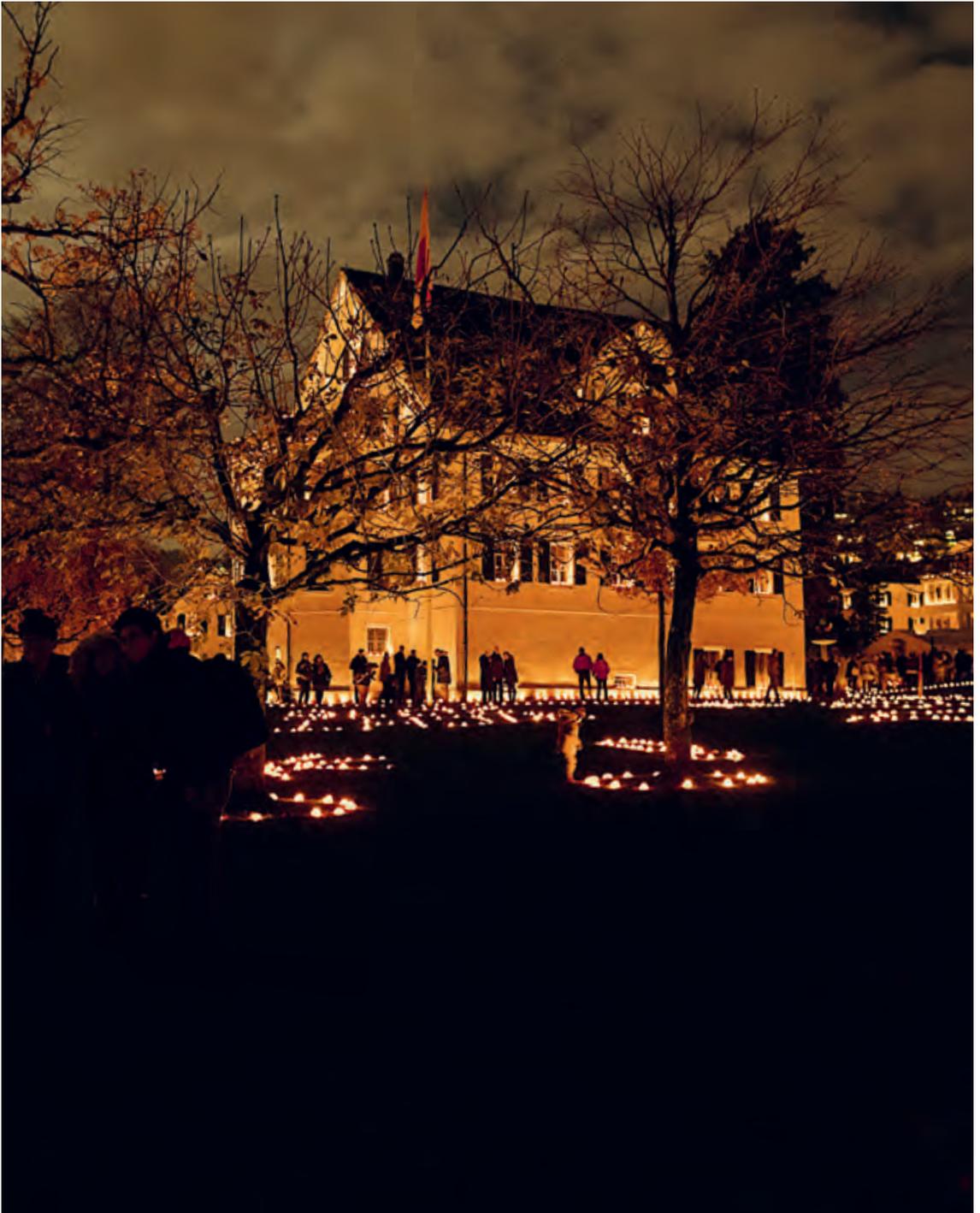
Ein ultimativer Knall, der Umzug ist vorüber. Bald wird auch das letzte der Lichtlein in den Gassen verlöschen, und der Zauber ist vorbei – bis zum nächsten Jahr.













Nachts im Wald – eine ganz andere Welt

– Die andere Welt ist ganz nah. Sie beginnt wenige Kilometer ausserhalb von Zürich: die Wildnis des Sihlwalds. Jahrhundertlang hat der Sihlwald mit seinem Holz die Stuben von Zürich geheizt. Jetzt darf er sich in eine Wildnis zurückverwandeln und unsere Fantasie, unsere Wissbegier und unsere Abenteuerlust befeuern. Die ganz andere Welt aber, das ist die Nacht in der Wildnis. Das Tor zur ganz anderen Welt liegt dort, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen. Es öffnet sich jeden Abend, wenn die Sonne untergeht und die Amsel ihr letztes Lied singt.

Text: Franz Geiser
Bilder: Tobias Rüeger





«Aber im Dunkeln siehst du nichts, das musst du sehen!» meinte ein Bekannter mit Schalk in den Augen, als ich ihm von meinem Plan erzählte, eine Nacht im Sihlwald zu verbringen. Und nun sitze ich also hier im Wald auf einem umgestürzten Baumstamm und beobachte das schwindende Tageslicht. Längst hat sich die Amsel auf ihren Schlafbaum verzogen, und auch die anderen Singvögel sind verstummt. In der Abendstille dringen die verbleibenden Geräusche umso deutlicher ans Ohr: Der entfernte Strassenlärm, das Keuchen eines Joggers, der sich in Richtung Stadt entfernt, weit weg ein Hund, der anschlägt, das eigene Atmen in der zunehmenden Dunkelheit.

Ich sehe es nicht, aber ich weiss, dass jetzt auch die Bäume «einschlafen». Wissenschaftler haben es millimetergenau vermessen: Abends senken die Bäume ihre Äste um einige Zentimeter. Träumen sie auch? Das glauben die Wissenschaftler nicht. Aber Säugetiere und Vögel träumen sehr wohl. Schlafforscher haben das in ihren Labors festgestellt. Was träumen sie? Das wissen die Wissenschaftler nicht. Fragen wir besser nicht weiter!

Da plötzlich, hinter mir, ganz nah und entsetzlich laut: Ein fürchterliches Bellen, eine Folge von Bell-Lauten - nicht wirklich ein Hundebellen, mehr wie ein abgehacktes, keuchendes Husten. Ich wäre fast von meinem Sitz gefallen vor Schreck! Zum Glück meldet sich mein Verstand und stoppt die Panik: Es ist nur ein Reh, das selber erschrocken ist. Seine Schrecklaute werden leiser und entfernen sich. Während sich mein Herzschlag langsam beruhigt, denke ich daran, dass Rehe im nächtlichen Wald selbst nicht so richtig zu Hause sind. Ursprünglich waren es taglebende Steppentiere. Erst die zunehmenden Störungen durch Menschen haben sie im Verlauf der letzten Jahrhunderte dazu gebracht, in den Wald auszuweichen und ihre Aktivitäten in die Dämmerungsstunden am Abend und am frühen Morgen zu verlegen.

Nachts sind alle Katzen grau – doch ihre Augen glühen!

Es ist nun doch schon recht dunkel, aber entgegen der Warnung meines Bekannten sehe ich immer noch etwas. Das hängt an der Anpassungsfähigkeit meiner Augen. Wenn es dunkelt, weiten sich zuerst die Pupillen und lassen dann bis 16-mal mehr Licht herein als im hell angepassten Zustand. Zudem stellen sich meine Augen jetzt auf das hochempfindliche Schwachlichtsystem um. Das dauert eine Weile. Erst nach etwa 20 bis 25 Minuten bin ich voll an das Sehen bei Dunkelheit angepasst. Da die für das Nachtsehen zuständigen Sinneszellen

aber keine Farben unterscheiden können, erscheinen mir jetzt, wie das Sprichwort sagt, alle Katzen grau – allerdings nicht nur die Katzen!

Über solche Anpassungen an das Sehen in der Dunkelheit verfügen die Tiere der Nacht auch. Aber sie haben noch einige weitere Tricks auf Lager. Einerseits verfügen sie über noch viel empfindlichere Sinneszellen, andererseits haben sie in den Augen hinter den Sinneszellen eine Art Spiegel, das sogenannte Tapetum lucidum, welcher das schwache Licht zurückwirft und ein zweites Mal durch die Sinneszellen schickt – ein biologischer Restlichtverstärker! Wenn nachts der Lichtstrahl einer Taschenlampe in die Augen einer Katze oder eines Fuchses fällt, können wir den Spiegel des Tapetum lucidum sehen. Er lässt die Augen der Nachttiere regelrecht aufglühen! Wer zu viele Gruselfilme schaut, findet vielleicht Augen, die aussehen wie glühende Kohlen, unheimlich – für die Tiere der Nacht sind sie schlicht unentbehrlich.

«Sehen» mit den Ohren

Ein Rascheln weckt meine Aufmerksamkeit. Ich kann nichts erkennen, aber es muss eine Maus sein. Eine Waldmaus vielleicht? Waldmäuse haben mässig gute Augen, rennen aber auch bei völliger Dunkelheit nicht in ein Hindernis; der Tastsinn ihrer langen Schnurrhaare warnt sie, bevor sie irgendwo anstossen. Zudem verfügen sie über einen unglaublichen Geruchssinn. Der dient ihnen bei der Nahrungssuche, damit können sie aber auch die schwachen Fährten ihrer Artgenossen verfolgen. Auf Anhieb erschnüffeln sie sogar, in welche Richtung eine andere Maus gelaufen ist, weil die Duftdrüsen an den Mäusefüssen vorne anders angeordnet sind als an den Fersen.

Obwohl ich meine Augen anstrenge, kann ich die raschelnde Maus im Dunkeln nicht sehen. Als Eule wäre ich weniger hilflos, dann könnte ich die Maus nicht nur mit hoch empfindlichen Nachtaugen, sondern auch bei völliger Dunkelheit mit dem Gehör «sehen». Unsere häufigste Eule ist der Waldkauz. Manchmal sitzt er still auf einem Baumast oder auf einem Pfahl und sucht die Umgebung mit seinem ultrafeinen Gehör ab. Manchmal jagt er mit leisem Flügelschlag aus dem Suchflug. Sein Schädel und seine Ohröffnungen sind leicht asymmetrisch gebaut. Das verbessert das Richtungshören. Das Rascheln einer Maus hört er dermassen plastisch, als sähe er die Beute mit den Augen. Dann folgt ein lautloser Anflug, vorgestreckte Krallen ergreifen die Beute, der scharfe Schnabel durchtrennt die Wirbelsäule – aus die Maus! Hat der Waldkauz Junge zu versorgen, wartet er aber nicht





stundenlang auf eine leckere Maus, sondern krallt sich alles, was er kriegen kann: Singvögel, Spitzmäuse, Salamander, Eidechsen, sogar Regenwürmer.

Schreiende Stille

Inzwischen ist Mitternacht vorbei. Mich fröstelt. Aber ich genieße die Stille, die jetzt wirklich vollkommen zu sein scheint. Hätte ich Ultraschall-Ohren, würden ich sie wohl eher als schreiende Stille beschreiben; denn überall – am Waldrand, über der Sihl, aber auch hier im Wald – jagen Fledermäuse. Sie orientieren sich in der Dunkelheit mit lauten Ultraschall-Schreien, die durchaus die Lautstärke eines Presslufthammers erreichen können, aber in einem so hohen Frequenzbereich, dass wir keinen Pieps hören. An den zurückgeworfenen Echos ihrer Ortungsschreie erkennen die Fledermäuse Hindernisse und weichen ihnen elegant aus.

Hier im Wald jagen zum Beispiel die Mopsfledermäuse nach Nachtfaltern. Sie orientieren sich nicht nur mit ihren Ultraschall-Schreien, sondern haben ihr Ortungssystem so perfekt entwickelt, dass sie damit sogar einzelne Falter «sehen» können. Ich meinerseits sehe und höre die Fledermäuse nicht, aber sie sind da. Wäre ich ein Nachtfalter, würde ich sie sehr deutlich hören. Denn zu ihrem Selbstschutz haben viele Nachtfalter-Arten im Laufe von Jahrtausenden ein Gehör entwickelt, das die Jagdrufe der Fledermäuse wahrnehmen kann. Sobald sie einen Fledermausruf hören, lassen sie sich ins dichte Gestrüpp fallen und sind dort in Sicherheit. Aber auch auf diesen Trick der Nachtfalter hat die Mopsfledermaus im Laufe ihrer Evolution wieder eine Antwort gefunden. Da läuft, nachts im Wald, seit Jahrmillionen ein Wettrennen zwischen Fledermäusen und Nachtfaltern ab, das die Forschung erst seit Kurzem entdeckt hat. Neueste Meldung von der Fledermausfront: Damit die Nachtfalter sie nicht zu früh hören, senden die Mopsfledermäuse ihre Jagdrufe im Flüsterton aus – bis zu hundertmal leiser als andere Fledermausarten. Aber die Sache hat einen Haken. Die geringe Lautstärke reicht den Fledermäusen nicht, um sich genügend sicher zu orientieren. Deshalb senden die Mopsfledermäuse, wenn sie dicht über Gehölzen jagen, gleichzeitig zwei Ultraschallrufe im rechten Winkel zueinander aus: Mit dem Mund stossen sie Ortungsrufe nach unten aus, um sich zu orientieren und Hindernisse zu erkennen. Mit der Nase schicken sie derweil flüsterleise Suchlaute nach oben, um leckere Falter zu entdecken.



Apropos Nachtfalter, gelegentlich auch Motten genannt: Gegen Fledermäuse haben sie ihre Rezepte, gegenüber den fast allgegenwärtigen nächtlichen Lichtern unserer Zivilisation sind sie dagegen wehrlos. Bekanntlich fliegen Motten zum Licht. Wo wir die Nacht zum Tag machen, wird ihnen das zum Verhängnis. Neueste Forschungen in Deutschland haben gezeigt, dass Strassenlaternen die Nachtfalter in einem Radius von 23 Metern wie Staubsauger anziehen. Da Strassenlaternen im Allgemeinen etwa 25 bis 45 Meter auseinander stehen, wirken beleuchtete Strassenzüge wie Barrieren auf die Insekten. Sie verlieren beim Umkreisen der Lichter viel Zeit und Energie, die ihnen dann für die Nahrungssuche fehlen. Dies ist einer der Faktoren, welcher für die Dezimierung der Nachtfalter verantwortlich ist – und damit auch für den Rückgang der Fledermäuse sowie für das Verschwinden von Pflanzen, welche durch Nachtfalter bestäubt werden.

Meister Grimbart und Reineke Fuchs

Die Morgendämmerung naht, ich kann die Hand vor meinen Augen wieder mühelos sehen. Zeit aufzustehen, die steifen Glieder zu recken und langsam den Heimweg anzutreten. Doch die Nacht im Wald hat noch eine Überraschung für mich bereit. Auf einem Waldweg kommt mir doch tatsächlich schnüffelnd und leise grunzend ein Dachs entgegen. Er sieht schlecht und da ich stehen bleibe und der Wind gegen mich weht, entdeckt er mich nicht sofort und kommt noch näher. Erst als er wenige Meter vor mir anlangt, hebt er die Nase, schnüffelt und schlägt sich dann langsam und unwillig seitlich in die Büsche. Keine Spur von Panik! Ein richtiger Frechdachs! Unter frech verstand man nämlich früher auch mutig; so entstand der Begriff Frechdachs, der eigentlich «mutiger Dachs» heisst. Dachse gehören zur Familie der Marderartigen, sind also mit Wiesel, Marder und Iltis verwandt. Die meisten Leute wissen sehr wenig von ihnen, da sie den Tag meistens im Dachsbau verschlafen und erst in der Dämmerung und in der Nacht hervorkommen, um Regenwürmer, Schnecken, kleine Nager, Amphibien, Reptilien, Insekten, Früchte, Beeren, Wurzeln, Knollen und Getreide zu erschnüffeln und zu fressen – wahrlich ein reichhaltiger Speisezettel! Dachse hören und riechen ausgezeichnet. Mit Drüsen an ihrem Hinterteil stempeln sie rund um ihr Revier Duftmarken auf den Boden, welche Artgenossen wie eine Zeitung lesen und so immer auf dem Laufenden sind, wie es ihren Nachbardachsen geht. Aber trotz seiner lichtscheuen Lebensweise war der Dachs seit jeher



populär. Das zeigt sich darin, dass er sogar in Märchen und Sagen vorkommt: Meister Grimbart heisst er dort. An Popularität übertrifft ihn natürlich noch Reineke, der Fuchs. Aber der hat sich mir diese Nacht nicht gezeigt. Übrigens: Wenn jemand behauptet «Fuchs, du hast die Gans gestohlen», dann ist das wenig glaubhaft. An die wehrhaften Gänse wagt sich der schlaue Fuchs kaum. Bescheiden lebt er meistens von Mäusen, Würmern und Käfern. Auch Meister Lampe, den Hasen, sehe ich heute nicht. Er duckt sich wohl gerade in eine Ackerfurche, während ich auf dem Heimweg an ihm vorbeikomme. Auch Isegrim, der Wolf, und Meister Petz, der Bär, sind mir in dieser Nacht nicht über den Weg gelaufen, obwohl auch sie der Wildnis Sihlwald irgendwann ihre Aufwartung machen könnten. Bereits da sind zweifellos die Wildkatzen und die aus Amerika eingeschleppten Waschbären. Die habe ich alle nicht gesehen. Es braucht eben mehr als eine Nacht, um die Wildnis Sihlwald, diese ganz andere Welt vor den Toren von Zürich, kennenzulernen.



Zur Bildstrecke

Die Fotos in dieser Bildstrecke stammen vom Zürcher Fotografen Tobias Rüeger. Rüeger platziert Alltagsgegenstände vorübergehend an abgelegenen Orten in Zürcher Wäldern und richtet eine automatische Wildkamera darauf. Das Ergebnis sind Fotos von heimischen Wildtieren, die überraschend auf Alltagsgegenstände treffen; Bilder mit einem feinen, leicht surrealen Humor.





Autoren, Fotografie, Illustration



Von Nachtwächtern und Gassenläufern

Text: Martin Illi

Bilder: Maurice Haas

Martin Illi (1956) ist promovierter Historiker. Seine zahlreichen Publikationen weisen ihn als profunden Kenner der Zürcher Geschichte aus. Zudem wirkt er als Multimediateilredaktor für das Historische Lexikon der Schweiz (HLS).

Maurice Haas (1974) lebt und arbeitet in Zürich. Bekannt ist er durch seine Porträts und Reportagen, sei es, wenn er in der Serie «Spartacus» die Radsportlegende Fabian Cancellara begleitet oder im Projekt «Chios» die Realität von Flüchtlingen auf Schlepperbooten, die in der Ägäis stranden, einfängt.



Hype Myzel Hype

Rap-Gedicht: Big Zis

Video: Big Zis, Christian Witschi, Maja Hürst

Big Zis (1976) ist Zürcher Rapperin mit Winterthurer Wurzeln. Mit ihren Alben gewann sie 2002 das Werkjahr der Stadt Zürich und 2009 den Jurypreis der Swiss Music Awards.

Video: Christian Witschi (1976), Winterthurer Kameramann und 2008 Gewinner des «Deutschen Kamerapreises». Bis 2016 begleitete er für die SRG Formel-1-Rennen. Daneben ist er für seine Produktionsfirma «Kamerawerk» in der Werbung und im Industriefilm tätig.

Maja Hürst (1978) wuchs als Zürcherin in der Schweiz, in Deutschland, Belgien und Ägypten auf. 2004 machte sie ihr Diplom in Visual Communication an der Zürcher Hochschule der Künste. Ab 2008 betätigte sich Hürst als Streetart-Künstlerin.



Nachtberufe

Text: Othmar Köchle

Corporate Publishing, Zürcher Kantonalbank

Bilder: Dominique Meienberg

Dominique Meienberg (1960) ist seit 1994 selbstständiger Fotograf. Sein Arbeitsschwerpunkt liegt auf Porträts und Reportagen. Er lebt und arbeitet in Zürich.



Zürichs Nachtleben nüchtern betrachtet

Text: Stephan Lehmann-Maldonado

Bilder: Michael Lio

Stephan Lehmann-Maldonado (1973), Zürcher Seebueb, lebt an einem aargauischen Gewässer: der Reuss in Bremgarten. Seine erste «Zeitung» veröffentlicht er als Teenie. Noch während er Wirtschaft studierte, machte er sein Hobby, das Texten, zu seinem Beruf.

Michael Lio (1977) wurde in Winterthur geboren. Seit dem Abschluss an der Zürcher Hochschule der Künste ist er freiberuflich als Fotograf tätig. Er dokumentiert Design, Architektur und Urban Landscape mittels präziser fotografischer Bildsprache.



Schlafen am Rande der Gesellschaft

Text: Jan Philipp Betz

Corporate Publishing, Zürcher Kantonalbank

Bilder: Martin Rüttschi

Fotograf Martin Rüttschi (1966) führten nach Ausbildung in Luzern sowie Studium in den USA Aufträge und Projektarbeiten in über 150 Länder. Seine Bilder wurden weltweit publiziert.



Der namenlose Enkel

Kriminalgeschichte: Sunil Mann

Sunil Mann (1972) wurde im Berner Oberland geboren, er lebt in Zürich. Mit «Fangschuss» veröffentlichte er 2010 seinen ersten Kriminalroman mit dem Privatdetektiv Vijay Kumar, für den er mit dem Zürcher Krimipreis ausgezeichnet wurde. Letztes Jahr erschien mit «Schattenschnitt» bereits der sechste Band in dieser Reihe.



Schlaf – eines der letzten Geheimnisse der Biologie

Text: Susanne Wagner
Illustrationen: Lina Müller

Susanne Wagner (1969) ist freie Journalistin, Texterin und Buchautorin. Als selbstständige Autorin und Mitglied des Pressebüros Index schreibt sie für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften wie «Beobachter», «Handelszeitung» und «Neue Zürcher Zeitung».

Lina Müller (1981) ist im Solothurner Jura aufgewachsen. Seit ihrem Studium an den Hochschulen für Gestaltung und Kunst Zürich und Luzern und an der Academy of Fine Arts in Krakau arbeitet sie als freischaffende Illustratorin und Künstlerin. Ihr Werk oszilliert zwischen Illustration und Kunst. Sie lebt und arbeitet in Altdorf und Flüelen.



Liederseelen

Gedicht: Conrad Ferdinand Meyer
Illustration: Laura Jurt

Conrad Ferdinand Meyer (*1825 in Zürich; †1898 in Kilchberg) war ein Schweizer Erzähler und Lyriker. Er gehört mit Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf zu den bedeutendsten deutschsprachigen Schweizer Dichtern des 19. Jahrhunderts.

Laura Jurt (1979) studierte Visuelle Kommunikation an der Hochschule Luzern im Fachbereich Illustration. Seit zehn Jahren lebt und arbeitet sie in Zürich als selbstständige Illustratorin und ist als Eule dabei auch gern nachtaktiv.



Schutzengel am Krankenbett

Text: Barbara Lukesch
Bilder: Meinrad Schade

Barbara Lukesch (1954), aufgewachsen in Hamburg und Zug, lebt in Zollikon bei Zürich. Die freie Journalistin und Buchautorin beschäftigt sich regelmässig mit Themen aus den Bereichen Gesellschaft und Gesundheit.

Meinrad Schade (1968), aufgewachsen in Kreuzlingen (TG), lebt in Zürich. Neben seiner Tätigkeit als kommerzieller Fotograf verfolgt er als Dokumentarfotograf Langzeitprojekte, die als Bücher publiziert und in Ausstellungen zu sehen sind.



Der Mond zieht uns magisch in seinen Bann

Text: Stefan Hartmann
Bilder: Thomas Schuppisser

Stefan Hartmann (1951), aufgewachsen in Berg TG, lebt in Uster. Er arbeitet als freier Journalist BR in der Zürcher Journalisten-Bürogemeinschaft Presseladen und widmet sich hauptsächlich den Themen Umwelt, Energie und Hausbau.

Thomas Schuppisser (1967) fotografiert seit 1995 für Unternehmen, Medien, Institutionen und freie Projekte weltweit. Aus seiner früheren Tätigkeit als Haute-Cuisinier übernahm der geborene Zürcher die perfekte «Mise en Place».



Richterswiler Räbenzauber

Text: Simona Stalder

Corporate Publishing, Zürcher Kantonalbank

Bilder: Markus Bühler-Rasom

Markus Bühler-Rasom (1969) aus Zürich arbeitet als Dokumentarfotograf in den Bereichen People, Landschaften und Reportagen. Seit 20 Jahren begleitet er mit seiner Kamera die Inuit in Nordgrönland. Er arbeitet für Agenturen, Konzerne und Magazine.

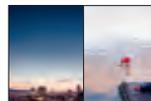


Nachts im Wald – eine ganz andere Welt

Text: Franz Geiser
Künstler: Tobias Rüeger

Franz Geiser (1952) ist Biologe und Wissenschaftsjournalist. Er schreibt vor allem über Naturthemen und veröffentlichte unter anderem den «Wanderführer durch 132 Naturschutzgebiete in der Schweiz».

Tobias Rüeger (1973), aufgewachsen in Schlatt ZH, lebt in Schaffhausen. Neben seiner Tätigkeit als Raumplaner ist er fotokünstlerisch tätig. Seine Aufnahmen von Wildtieren in Interaktion mit Alltagsobjekten stammen aus Wäldern um Winterthur und Schaffhausen.



From Dusk till Dawn: Michael Lio

Impressum

Herausgeberin
Zürcher Kantonalbank

Konzept & Redaktion
Simona Stalder, Othmar Köchle, Jan Philipp Betz

Gestaltungskonzept, Layout, Satz
hilda design matters, Zürich

Bildbearbeitung
eyescream, Zürich

Druck
FO-Fotorotar, Egg bei Zürich

Buchbindearbeiten
Bubu, Mönchaltorf

Auflage 22 500 Exemplare

© Zürcher Kantonalbank 2017





